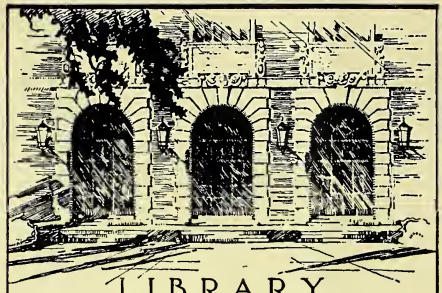
371.44
Sch5r
cop. 2



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

Aron Library
1913
371.44
Sch5r
cop. 2

Rousseau und Pestalozzi,

der Idealismus

auf deutschem und auf französischem Boden.

Zwei Vorträge,

gehalten

im Saale der städtischen Realschule zu Bromberg
am 28. Februar und am 7. März 1866 zum Besten des
Kirchenbau-Vereins

von

Dr. K. Schneider,
Königl. Seminar-Director.

Herausgegeben zum Besten des Pestalozzi-Vereins
für die Provinz Posen.

Bromberg 1866.
Commissions-Verlag von Louis Carow.

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/rousseauundpesta00schn

371.44
Sch5N
cop 2

Die nachstehenden Aufsätze sind als freie Vorträge disponirt und gehalten und waren somit selbstredend nicht für den Druck bestimmt. Die Vorträge haben bei dem hiesigen gebildeten Publikum ein erhöhtes Interesse für die beiden in Parallele gestellten großen Männer hervorgerufen, und wir waren sicher, einem allgemeinen Wunsche entgegenzukommen, als wir den Herrn Verfasser baten, er wolle seine Arbeit dauernd einem größeren Kreise zugänglich machen. Derselbe hat nun die Mühe übernommen, seine Vorträge für den Druck aufzuzeichnen und hat den Ertrag des Buches für die Kasse des Pestalozzi-Vereins, d. i. zur Unterstützung von Lehrer-Wittwen und Waisen bestimmt. — Wir dürfen hoffen, daß die vorliegende Schrift auch unserem Vereine neue Freunde erwerben werde. Lesern aus dem Lehrerstande wird hier eine Reihe von sachlichen Belehrungen geboten, die sich bei gleicher Kürze kaum an einem andern Orte in solcher Uebersichtlichkeit und Klarheit finden möchten.

Der Vorstand des Pestalozzi-Vereins.

303254

Indem ich, hochgeehrte Versammlung, diejenigen Vorträge, welche hier zum Besten des Kirchenbau-Fonds gehalten werden, mit denen vergleiche, die Sie in der Kirche selbst zu hören gewöhnt sind, fühle ich mich lebhaft an jenes Begehren des falschen Propheten im Morgenlande erinnert, welcher verlangte, daß der Berg zu ihm käme. In der Kirche kömmt der Geistliche zur Gemeinde. Durch treue Seelsorge von dem Allen unterrichtet, was die Glieder derselben auf dem Herzen tragen, durch die heilige Schrift über den innersten Grund des menschlichen Gemüthes und den Reichthum der göttlichen Gnade belehrt, spricht er das aus, was Alle bewegt, beantwortet Fragen, welche ein Jeder mit in die Versammlung gebracht hat.

Wie sticht unser Thun dagegen ab!

Scheint es doch, als verlangten wir, daß Sie alle in unser Studirzimmer kämen und Ihr Interesse Personen und Zuständen zuwendeten, welche gerade den Gegenstand unseres Studiums ausmachen; Sich etwa gar aus dem Buch unterhalten ließen, das wir eben von dem Bücherbrett zu nehmen uns versucht fühlten. Aber das scheint nur so. Das Lebensbild ist ein Bild des Lebens, d. h., das Bild eines durch bestimmte Verhältnisse in Leiden und Thätigkeit versetzten Gemüthes; daß ich es gleich

heraus sage: ein Spiegelbild unser selbst. Nicht die Menschen sind es, die unser Interesse in erster Linie in Anspruch nehmen, sondern es sind die Dinge, um welche sie arbeiten und kämpfen, und die noch täglich den Gegenstand unserer eignen Sorge ausmachen.

Wendet sich aber unwillkürlich erst das Auge und dann das Herz auf die Männer, denen wir in der Kampfesgemeinschaft begegnen, so erschließt sich uns von Neuem das wunderbare Geheimniß des Reichthums der göttlichen Schöpferkraft. In jedem Lebensbilde haben wir eine neue Offenbarung unseres Gottes vor uns; denn ein jeder Mensch hat sein besonderes, ihm ausschließlich eigenes Theil von Gott empfangen.

Wir können auf gar keinem anderen Wege zum vollständigen Verständniß der uns in der Schrift gegebenen Wahrheit gelangen, als wenn wir in recht viele Menschenherzen hineinschauen. Indeß ist auch überall — und eben dadurch wird das Lebensbild noch interessanter und lebhafter — die Gottesoffenbarung im Menschen in einen endlichen Rahmen gefaßt. Es kann, sagt ein Sprüchwort, Niemand über seinen eigenen Schatten springen; d. h., der Mensch bleibt ein Produkt seiner Zeit, seines Bodens, seines Glückes und Unglückes und — seiner Verirrungen und seiner Sünde. Ja, je gewaltiger die Genialität gegen die erstgenannten Einflüsse anzukämpfen bemüht ist, desto mehr erliegt sie meist dem Drucke der andern.

Wie es daher über alle Vorstellung thöricht ist, wenn ein Biograph seinen Helden nur als einen Engel des Lichtes darstellen will, so ist es nicht minder unverständig, wenn wir uns widerwillig von der Betrachtung solcher Männer abwenden, deren eigentlichstes Wesen das unsere verneint, oder von denen wir wissen, daß sie mit großen Fehlern behaftet waren, und daß ihr Einfluß vielfach ein

verderblicher gewesen sei, wie das z. B. bei Rousseau der Fall ist. Im Gegentheile kann doch kaum eine lohnendere Arbeit gedacht werden, als diejenige, welche von solchen Erscheinungen sorgsam die Schlacke löst, den reinen Edelstein der göttlichen Anlage darstellt und damit zugleich auch die Antwort auf die Frage findet, warum doch, um in einem andern Gleichnisse zu reden, solcher Baum nicht lauter gute Frucht getragen habe.

Mit dieser Auffassung habe ich mich von Ihnen bereits zu derjenigen Geistesrichtung bekannt, von der näher zu sprechen meine Aufgabe ist: zu dem Idealismus. Seit es nämlich Menschen giebt, welche die Dinge nachdenkend anschauen, hat sich in Wort und Schrift eine doppelte Auffassung derselben geltend gemacht.

Die einen sehen eben die Dinge an und halten sie für das Ursprüngliche. Die Ideen aber, welche im Verlauf der Jahrtausende ihren unerschütterten Stand behauptet haben, sind ihnen nur Abstraktionen von den Dingen, Erzeugnisse des menschlichen Geistes, nur in diesem wirklich vorhanden; sonst sind sie an die Körper gebunden, vergeblich gegen sie ringend und bestimmt, mit den Körpern zu Grunde zu gehen. So lehren die Realisten. Die Andern aber, die Idealisten, halten die Ideen für das uranfänglich Vorhandene, dem selbstständige Existenz und Würde zukommen. Alle vorhandenen Stoffe, alle Lebensäußerungen sind ihnen nur Offenbarungen, Erscheinungsformen einer bestimmten Idee, in welcher sie den Grund ihres Daseins haben, und ohne welche sie nimmer leben würden. Von jenem kühnen griechischen Philosophen an, welcher die Idealwelt als die wirklich seiende bezeichnete und die vorhandenen Dinge negative Größen nannte, hindurch zu der Lehre der christlichen Denker, denen es fest steht, daß die Welt lange vor dem ersten Schöpfungstage in Gott war,

und welche diesen Thatsachen immer neue und neue Ausdrucksformen gegeben haben, bis hinab zu dem Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, welcher als den Inhalt seines Glaubens nennt:

„Von allem Schönen, von allem Wahren,
Von allem Großen und Wunderbaren,
Von Allem, was den Busen schwellt,
Ein Ideal auf dem Gipfel der Welt."

haben die Idealisten in ununterbrochner, jahrtausendlanger Reihe ihr Wort erhoben und zahllosen Menschen bald Muth, bald Trost, bald Geduld zugesprochen, haben in den dunkelsten Zeiten wankende Geschlechter aufrecht erhalten, haben Staaten gegründet, Kirchen gebaut, Künste und Wissenschaften gepflegt, kurz, die Welt zu den höchsten und besten Thaten begeistert, sind aber auch Verführer des Volkes gewesen und haben Heiligthümer geschändet und namenloses Wehe angerichtet. Der Idealismus steht ja doch unter denselben Gesetzen, wie alles Irdische. Er muß den realen Verhältnissen gegenüber seine Stellung nehmen und empfängt sein Wesen, seine Eigenthümlichkeiten von ihnen. Die Gemüthsart seines Trägers, die Zeit, in welcher derselbe lebt, die Sprache, die er redet, die Menschen, welche ihn auf seinem Wege fördern oder aufhalten, geben ihm jedesmal eine andere Gestalt. Wir kennen aus den Dichtungen unserer Humoristen den gutmüthigen Träumer, der sich freundlich in die enge Sphäre seiner Lebensverhältnisse fügt und seinen Dienst thut; sobald sich aber ein Augenblick der Freiheit bietet, sich eine Welt aufbaut, von der kein andrer eine Ahnung hat. Bald schreibt er, wie Maria Wuz, alle erdenklichen Bücher, deren Titel er jemals gehört hat, bald verkehrt er mit den mächtigsten und einflußreichsten Personen und giebt dem Staate, der Kirche, der Gesellschaft ganz neue Le-

bensformen, bald gewinnt er mit wenigen Truppen Siege über ganze Heerschaaren, bald schwelgt er im Sinnengenuß, und das Alles nur in seinen Phantasieen. Ein ganz anderer Mann ist der mürrische und finstere Richter, dem nichts genügt, der Alles meistert, der oft mit Falkenaugen die Differenz zwischen dem Idealen und der Wirklichkeit erkennt, jeden muthig und fröhlich Schaffenden durch seine Kritik aufhält und doch selber keinen Finger rührt, um's besser zu machen. Ein andrer endlich der Choleriker, der seine Ideale um jeden Preis lebendig machen will. Erfüllt von der tiefen Ueberzeugung seines höheren, inneren Rechtes, erkennt er das äußere, das formale Recht nirgends an; jede Macht, auf die er stößt, ist eine Schranke, die er niederzureißen sucht; der Redlichkeit seines Willens sich gewiß, hält er jeden für strafbar, der sich weigert, ihm zu dienen. Hat ihn Gott der Herr auf einen Thron gesetzt, so ist er ein Tyrann; steht er unten, so ist er revolutionär, und die Himmelsfackel der Wahrheit wird in seiner Hand zur verderbenden und zerstörenden Brandfackel. Es giebt aber endlich auch Idealisten, welche mit Geduld, mit gutmüthiger Treuherzigkeit den Urheber ihrer Unglücksfälle nur in sich sehen und das tausendmal mißlungene zum tausend und ersten Mal wieder versuchen, weil sie meinen, nun das Richtige gefunden zu haben. Die Gerechtigkeit der Nachwelt ist der Hoffnungsstern ihres Lebens.

Bei alledem erhält der Idealismus zwar keine bestimmte Gestalt; indeß könnte er immer noch in einer gewissen Reinheit und Klarheit zur Erscheinung kommen. Daran aber verhindert ihn die menschliche Schwachheit und die menschliche Sünde, welche ihre Schatten schon auf die ersten Gestalten des Lichtbildes wirft. Sie wirkt es, daß das Ideale selbst schon in dem innersten Gemüthsgrunde

seines Trägers unrein wird, ehe es noch durch die Mittel eine Trübung erfährt, mit denen es nach Existenz ringt. Hier fällt es nun schwer ins Gewicht, daß jeglicher Mensch ein Kind seiner Zeit und seines Volkes ist. Wie er von deren Gütern zehrt, von deren Kräften emporgehoben wird, so ist er auch ein Theilnehmer an ihren Verirrungen und Sünden.

Sie mögen nun beurtheilen, wie interessant es ist, den Idealismus in verschiedener geschichtlicher und landschaftlicher Umgebung zu betrachten, ihn etwa auf französischem und auf deutschem Boden ins Auge zu fassen. Bei den ganz an das diesseits gebundenen Franzosen ist er ein Fremdling, welcher an jede Thür klopft und auch nicht den bescheidensten Raum für sich erlangen kann, während er seinen Träger aufreibt und in ihm eine durch die Abweisung immer höher gesteigerte, zuletzt verzehrende Kraft gewinnt. In Deutschland schaltet er wie in seinem Eigenen, und der sittliche Ernst, der ihm entgegen kommt, übt unter Umständen selbst einen läuternden Einfluß auf ihn aus. Doch fehlt es ihm auch da nicht an solchen Umgebungen, die ihm Unedles aufdrängen und ihn eben so gut oder so übel, wie im Nachbarlande, in den grellsten Widerspruch mit sich selber bringen.

Erlauben Sie mir, Ihnen zum Beweise dafür das Lebensbild eines französischen und dasjenige eines deutschen Idealisten zu zeichnen und dann das Gemeinsame und das Unterscheidende beider aufzuweisen. Sie werden es entschuldbar finden, daß ich die beiden Männer aus dem Lebensgebiete nehme, auf welches mich Beruf und Neigung geführt haben, und Sie bitte, Sich heute mit Jean Jacques Rousseau, heute über 8 Tage mit Heinrich Pestalozzi beschäftigen zu wollen.

I.

Es waren überaus traurige Zeiten, unter deren Drucke Frankreich während der Regierung des XV. Ludwig stand. Der Hof des Königs kannte kein anderes Interesse, als das für Jagden, Soldaten, Putz und schöne Frauen. Theils um das Gewissen zu betäuben, theils in dem irrigen Wahne, das Volk dadurch besser im Zaume halten zu können, fügte er den Schein eines bigotten Kirchenthums hinzu und gab sich in die Hände der Jesuiten. Die Verbindung mit den Trägern der Kunst und der Wissenschaft, durch welche Ludwig XIV. seinem Hofe Glanz verliehen hatte, war gelöst, und vergebens bemühte sich hier und da eine von den Mätressen des Königs, Gelehrte oder Dichter an sich zu fesseln; nur die Gesinnungslosesten unter ihnen trugen vorübergehend ihre Schleppe.

Diejenigen aber, welche Geist und Kraft in sich fühlten, sammelten sich in besonderen Kreisen, ebenfalls um schöne und geistreiche Frauen. So entstanden die bureaux d'esprit, nicht minder sittenlos und frivol als die Hofzirkel; aber witziger, unterhaltender und selbst für die Geschicke der Welt bedeutender, als diese. Madame Tencin, Geoffrin, Dudeffant, Fräulein Espinasse sahen die Vertreter ausländischer Höfe in ihren Sälen; ja, die Kaiserin Katharina II. von Rußland besoldete einen Agenten, der ihr regelmäßig zu berichten hatte, was bei Madame Tencin vorging. Was aber dort gedacht, geredet und geschrieben wurde, das wissen wir, wenn wir an die Namen Holbach, Grimm, Diderot, d'Alembert, Helvetius, Voltaire erinnert werden. Es galt die Verneinung alles Bestehenden, den Spott wider das, was dem Menschengeschlecht bisher heilig gewesen war, und die Niederreißung aller Throne

Himmels und der Erde als das höchste Verdienst. Dabei schwelgte man im Entzücken geistiger Genüsse, und, während man überall von Zucht und Sitte immer weiter sich entfernte, wetteiferten alle Parteien in dem Lobe der Wissenschaft, welche den Geist veredelt, die Sitten verfeinert, das Leben verschönert hätten.

Aus solcher Freude an den Triumphen des menschlichen Geistes ging im Jahre 1749 die Frage der Akademie zu Dijon hervor, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften dazu beigetragen habe, die Sitten zu reinigen. Es war augenscheinlich auf eine Vergleichung zwischen dem Mittelalter und der neueren Zeit und eine Verherrlichung der letzteren abgesehen. Die Aufgabe erfuhr eine glänzende Beanwortung, aber des überraschendsten Inhalts. Mit der Kraft eines Propheten, mit der Begeisterung eines Dichters klagte der Verfasser die Künste und Wissenschaften als die Urheber aller Uebel in der menschlichen Gesellschaft an. In ihren Quellen seien sie sündig; die Astronomie entstand dem Aberglauben, die Beredsamkeit dem Ehrgeiz, dem Haß, die Geometrie dem Geiz, die Musik dem Vorwitz, die Moral dem Stolz. In den Gegenständen seien sie nichtig und in ihren Wirkungen verderblich. Eine scharfe Kritik der bestehenden Verhältnisse Frankreichs, eine oft willkürliche, oft überraschende und treffende Characteristik früherer Zustände der Welt unterstützten die Beweisführung, und glühende Apostrophen unterbrachen dieselbe. „O Tugend", so schloß die Arbeit, „du erhabene Wissenschaft einfältiger Seelen, braucht es so „vieler Zurüstungen, um dich kennen zu lernen? Bist du „nicht jedem ins Herz geschrieben? Ueberlassen wir neidlos „den berühmten Schriftstellern ihren Ruhm, und zeichnen „wir uns vor ihnen durch diese glorreiche Unterscheidung „aus, welche man einst zwischen zwei großen Völkern

„machte. Das eine verstehe es gut zu reden, das andere „gut zu handeln."

Man krönte den Verfasser dieser Abhandlung, welcher sich Jean Jacques Rousseau nannte, und richtete mit unwillkürlicher Neugierde und gespannter Erwartung das Auge auf den neuen Apostel der Tugend. Man suchte ihn und fand einen Mann von 37 Jahren, der sich von Notenschreiben nährte, und der sein Leben an ein junges Weib gebunden hatte, die er sich schämte, seine Gattin zu nennen, weil sie seiner in jeder Weise unwürdig war. Ganz merkwürdig war ihre Unbildung; sie konnte kaum schreiben; Ziffern schreiben soll sie nie gelernt haben. Sie wußte die Namen der Monate nicht und hat sie auch nie behalten. Ihre Unbekanntschaft mit Allem, was sonst das Leben des Gebildeten ausfüllt, war so groß, daß sie Rousseau einst von dem Besuch des Pastors Klüpffel mit den Worten Nachricht gab: der Papst sei dagewesen und habe ihn gesucht. Therese le Vasseur, so hieß das Mädchen, hatte ihm in wilder Ehe zwei Kinder geboren, welche Rousseau trotz Theresens Bitten nach dem Findelhause geschickt hatte, angeblich, weil er seine Kinder von seiner Lebensgefährtin nicht erziehen lassen wollte; in Wahrheit wohl aus Noth und aus Mangel an dem Muthe, welcher die Noth überwindet. Später freilich hat er aus Trotz, um seine erste Verirrung nicht einräumen zu müssen, dasselbe gethan. Der Jammer des Haushaltes wurde durch Theresens Mutter gesteigert, welche die Unbildung der Tochter nicht hatte, diese aber an Gemeinheit der Gesinnung weit übertraf und durch Prätensionen, welche sie auf ihre früheren besseren Tage gründete, allen zur Qual ward.

Um nun aber das traurige Bild des Widerspruches zwischen dem Verfasser der Preisschrift und der Erschei-

nung Rousseau's in seiner ganzen Düsterkeit zu erkennen, muß man noch hinzunehmen, daß er sein Leben genau in der Gemeinschaft derjenigen Männer zubrachte, deren Bestrebungen seine Schrift den härtesten Schlag versetzte.

Trotzdem wollen Sie nicht zu streng über den Mann richten. Sie haben es mit einem über alle Vorstellung unglücklichen Menschen zu thun, dem bis dahin nur äußerst wenige Menschen Liebe erwiesen haben, und diese wenigen hatten ihn nur süßes Gift gereicht. Rousseau war am 28. Juni 1712 zu Genf geboren. Seine Geburtsstunde war die Todesstunde seiner Mutter. Der Vater, seines Gewerbes ein Uhrmacher, war ein Mann von Geist und Leben; aber außer Stande, sich selbst zu zügeln, vermochte er es noch viel weniger, seinem Sohne ein Erzieher zu werden. Kaum hatte dieser sich die Fähigkeit erworben, Bücher zu lesen, als ihn der Vater zum Genossen seiner Lieblingsbeschäftigung machte und ihn all' die vielen Romane lesen ließ, welche sich seine Mutter angeschafft und ihm hinterlassen hatte. Nachher wurden die Leihbibliotheken der Stadt ausgebeutet. Inzwischen war Rousseau's Vater durch den traurigen Ausgang von Ehrenhändeln, in die er sich eingelassen hatte, genöthigt, aus Genf zu fliehen, und von da an war das Leben seines Sohnes, wie man so sagt, ein Spielball des Zufalls. Wir finden ihn bei einem Landpfarrer, in dem Büreau eines Rechtsanwalts und zuletzt in der Werkstätte eines Kupferstechers. Hier aber ist er bereits verdorben. Er hat Freude an Näschereien und Diebereien, ist widerspenstig, bei Tag und Nacht lieber auf den Straßen, als bei der Arbeit. Zuletzt entläuft er seinem Meister. Diese Verirrung hat er mit dem Glück seines Lebens bezahlt. Sein Unstern führte ihn nach mancherlei Wanderungen in

das Haus der Frau v. Warens zu Annecy, einer gutmüthigen Frau ohne Grundsätze, welche soeben von der evangelischen zur katholischen Religion übergegangen war und von einer mäßigen Pension sorgenfrei lebte. Auf ihre Veranlassung begiebt sich Rousseau zu katholischen Klerikern und giebt als noch nicht 16jähriger Knabe den Glauben seiner Väter, den ihm bis dahin Niemand gelehrt hatte, auf; mit ihm das Genfer Bürgerrecht.

Die Behandlung, welche ihm nach seinem Uebertritte im Kloster wurde, enttäuschte ihn bitter, und er sah sich genöthigt, wieder den Wanderstab zu nehmen. Es würde Sie ermüden, sollten Sie ihm auf all' den Zügen durch Frankreich, die Schweiz und Ober-Italien, welche die nächsten 13 Jahre seines Lebens ausfüllen, folgen. Sie würden ihm bisweilen mit freudiger Theilnahme zuhören, wenn er trotz aller Armuth sorgenlos einherzieht, sich einer aufrichtigen Freude an der Gottesschöpfung überläßt und in munterem Liede seinen Gefühlen Ausdruck giebt. Sie würden ihn achten lernen, wenn Sie ihn bei seinen Studien sähen, mit unermüdetem Eifer die Lücken seines Wisses ergänzend, ganze Gebiete sich neu erobernd und nimmer ruhend, bis er durch Nachdenken, Prüfen und Anschauen in den Sinn der Dinge eingedrungen ist. Sie würden aber auch trauern, wenn Sie die Knechtsgestalt sähen, in welcher der begabte Mann das göttliche Ebenbild einherträgt, wenn Sie Zeugen eines gemeinen Diebstahls würden, dessen Schuld er, damals als Bedienter in dem Hause eines Italieners, auf ein armes Dienstmädchen zu werfen sucht; oder wenn Sie hörten, wie Frau v. Warens aus der mütterlichen Wohlthäterin zu seiner Verführerin und Geliebten herabfällt; fast überall würden Sie eine traurige Kette menschlicher Leiden und Verirrungen schauen. 1741 kam Rousseau nach Paris. Er meinte,

ein neues Notensystem erfunden zu haben und erwartete von dessen Geltendmachung die Begründung seiner äußern Existenz und litterarischen Ruhm. Das erwies sich als Täuschung. Er stieß auf den Widerspruch Rameau's, welcher als erste Autorität in musikalischen Dingen galt. So wandte er sich noch einmal der Fremde zu. 1743 war er Privatsekretär eines Diplomaten zu Venedig, dann aber kehrte er nach Paris zurück, nahm dort einen dauernden Aufenthalt und trat in die Verbindung mit Therese le Vasseur. Die Preisschrift machte einen Wendepunkt in seinem Leben. Er las die sie betreffende Ankündigung auf einem Spaziergange nach Vincennes, wo er Diderot, der damals sein Freund war, im Gefängniß besuchen wollte. „In diesem Augenblick", erzählt er selbst, „fühlte „ich meinen Geist von tausend Lichtstrahlen umflossen. „Ganze Massen der lebendigsten Ideen stiegen so gewaltig „und verworren in mir auf, daß ich in eine unaussprech„liche Aufregung gerieth. Ich fühlte meinen Kopf betäubt, „als wäre ich trunken; heftiges Herzklopfen beklemmte meine „Brust, der Athem versagte mir, als ich gehen wollte; ich „ließ mich unter einem Baume nieder und verbrachte dort „eine halbe Stunde in solcher Erregung, daß ich aufstehend „meine Kleider von Thränen benetzt fand, und ich hatte „doch nicht bemerkt, daß ich weinte." Wer die Bekenntnisse Augustins gelesen hat, ist durch die merkwürdige Aehnlichkeit dieser Beschreibung mit derjenigen überrascht, in welcher Augustin seine Erlebnisse im Garten zu Mailand beschreibt. (confr. VIII. 12.)

Dessen ungeachtet dürfen wir sie im Allgemeinen für wahr nehmen; denn was Rousseau in der Preisschrift sagt, das hat er vorher schon öfter ausgesprochen, und wir haben Beweise dafür. Diderot freilich erzählte, Rousseau habe vorgehabt, in dem Sinne der Frage zu

antworten, und sei erst von ihm darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Widerspruch eine größere Wirkung thun würde. Der Ankläger weiß wohl selbst nicht, vor welchen Abgrund er uns damit stellt. Wäre dem so, wie er sagt, so wäre Rousseau's ganzes Leben eine einzige große Lüge, und wir hätten kein anderes Interesse mehr an ihm, als das, den Satanismus in seiner Vollendung zu sehen. Aber wie diese Angabe Diderot's urkundlich widerlegt ist, so sagt sie auch Unmögliches aus; denn sie legt der Lüge eine Kraft bei, die sie, Gott sei Dank, weder jemals gezeigt hat, noch zeigen kann.

Bald nach seiner Auszeichnung gab Rousseau sein drittes Kind ins Findelhaus und verfolgte mit geringem Glück die musikalische Laufbahn, in der er sich wiederholt mit hohen Erwartungen versucht, welche aber dieselben stets getäuscht hat. Von seinen beiden Opern hatte nur die zweite: „der Landpfarrer", einigen Succes. Seine Kritik der französischen Musik trug ihm sogar Verfolgungen ein, welchen er sich durch die Flucht zu entziehen genöthigt war; später indeß fand er in der Nähe von Montmorency für mehrere Jahre einen Aufenthalt, welcher in jeder Hinsicht seinen Neigungen entsprach. Während desselben entstanden diejenigen seiner Schriften, welche einen dauernden Werth in Anspruch nehmen können. Schon 1753 hatte er aus Anlaß einer zweiten Preisaufgabe der Akademie von Dijon seinen merkwürdigen Aufsatz über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen herausgegeben. Darin ist Rousseau's Evangelium von dem glücklichen Naturzustand des Menschen enthalten.

Im ersten Theil derselben beschreibt er ihn zunächst. „Wenn ich den Menschen", sagt er, „aller natürlichen Gaben, „welche er erhalten, und aller künstlichen Fähigkeiten, die „er nur in einem langen Entwickelungsprozeß gewinnen

„konnte, entkleide, wenn ich ihn, mit einem Wort, so be-
„trachte, wie er aus der Hand der Natur hervorgehen
„mußte, so sehe ich in ihm ein Thier, schwächer, minder
„gewandt als manche andre Thiere, doch, alles zusammen-
„genommen, vortheilhafter organisirt als alle übrigen."
Diese Thiere, Menschen genannt, läßt er nun vor unsern Augen sich bewegen. Ohne Obdach treiben sie sich in den Wäldern umher, ohne Sprache, ohne alle Sehnsucht nach ihresgleichen gehen sie der Befriedigung ihrer Naturtriebe nach. Die Kinder kannten ihren Vater nie und verließen die Mutter, sobald sie derselben entbehren konnten; ihr größtes Gut war die Gesundheit des Leibes. Bei alledem freilich läßt er sie noch Tage des Friedens, der Ruhe und der Unschuld leben, welche ihre Gewähr in der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen haben. Aber die den Menschen angeborene Fähigkeit, sich zu vervollkommnen, mußte diese durchbrechen. Die Ungleichheit trat ein. Sie war in dem Augenblick vorhanden, als ein Mensch ein Stück Land umzäunte und sich zu sagen vermaß, dies Land gehört mir, und Leute fand, welche einfältig genug waren, dies zu glauben.

Der Mensch, der solches unternahm, war der Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Verbrechen und Kriege, Elend und Schrecken wären dem menschlichen Geschlechte erspart worden, wenn er auf Widerstand gestoßen wäre. So aber drängte die Logik der Thatsachen vorwärts. Aus der Gesellschaft entstammt der Staat; dieser führte zur Einsetzung der Regierung. Man mußte sich entschließen, Einzelnen das gefährliche Amt der öffentlichen Macht anzuvertrauen. Der erste Schritt begründete den Unterschied zwischen dem Reichen und dem Armen, der zweite den Unterschied zwischen dem Starken und dem

Schwachen, der dritte den Unterschied zwischen dem Herrn und dem Knecht.

Voltaire hat von dieser Schrift gesagt: „Noch nie „hat Jemand so viel Geist angewendet, um uns zu Bestien „zu machen."

Andere haben ernster darüber gesprochen, und die Weltgeschichte hat uns belehrt, was die Gleichheit der Menschen auf sich habe. Ich habe darum wohl kaum nöthig, Ihnen die Unhaltbarkeit der Rousseau'schen Ideen auseinander zu setzen. Wir wenden uns mit Schauer von dem Zerrbild der ersten Menschen ab, das er uns zeichnet, und segnen die göttliche Weltregierung, welche uns geschickt gemacht hat, die höchsten, die bleibenden, die wahren Güter des menschlichen Lebens zu erkennen und zu genießen.

Rousseau ging den Gedanken dieses Traktates, deren Wurzeln wir bei Montesquieu, Hobbes und Locke zu suchen haben, späterhin noch weiter nach und gab 1762 den Gesellschaftsvertrag heraus, in dessen vier Büchern er der Reihe nach vom Wesen und Ursprung des Staates, von der Souveränität und der Gesetzgebung, von dem Wesen der Regierung und von den Mitteln handelt, durch welche der Staat zu befestigen sei. Hier hat er nun das Prinzip der idealen Demokratie in einer Reinheit und mit einer Consequenz ausgesprochen, wie es weder vor ihm, noch nach ihm Jemand gewagt hat. Sie würden Mühe haben, ihm zu folgen und Sich in seinen Vorstellungen und Ausdrücken zurechtzufinden. Der Souverän ist in seinem Munde nicht der Regent, sondern das Volk, von welchem jener seine jederzeit widerrufliche Macht hat, das Volk, welches nicht irren kann, und welches bei jeder irgend wichtigen Angelegenheit in seinen Versammlungen, nicht durch Vertreter, gehört werden

muß. Hat Locke noch das Recht der Empörung für das Volk in Anspruch genommen, so ist selbige bei Rousseau eine Unmöglichkeit, denn ein Souverän kann sich nicht empören; er kann höchstens seine Vollmacht zurücknehmen. Interessant ist es, daß er unter den Mitteln, durch welche der Staat befestigt werden könne, die Gründung einer neuen Religion anführt. Diese hat zu ihrem Glaubens-Inhalt das Dasein Gottes, die dereinstige Vergeltung in jener Welt und die Heiligkeit der Staatsgesetze. Sie postulirt außerdem mit einer fast unerhörten Strenge die Toleranz, von welcher sie selbst doch nicht berührt ist. Im Jahre 1793 sind Rousseau's Gedanken in die Wirklichkeit übersetzt worden und haben seitdem einen furchtbaren Einfluß geübt; sie haben allen folgenden Empörungen die Stichwörter gegeben. Der Verfasser hätte es sich sagen müssen, daß er die Welt mit einem Trugbilde täuschte, das bei den dermaligen Gesellschaftszuständen überall unausführbar ist. Er konnte es voraussehen, daß selbiges zu allen Zeiten entzündbare Gemüther zu Experimenten verlocken würde, die sie selbst zu Grunde richten und andere in Noth und Schrecken setzen müßten: den Sirenen und den Wassergeistern gleich, welche der Sage nach Jahr ein Jahr aus neue Opfer fordern. Doch mag zu seiner Entschuldigung gesagt werden, daß ihm die kleine Republik Genf vor der Seele stand, und daß er jedes Ansinnen, zur Veränderung der französischen Zustände auch nur einen Finger zu bewegen, ernstlich abgewiesen hat.

Ein Jahr früher, als der Gesellschaftsvertrag, erschien Julie oder: die neue Heloise. Der Titel des Buchs weist auf eine interessante Erscheinung aus der Geschichte der französischen Scholastiker zurück, welche mehr als eine Beziehung zu dem französischen Minnegesang hatte und

sich namentlich in der Vergeistigung der Liebe der großen und glänzenden Mystik desselben näherte. Abälardus, eben so sehr Dichter wie Theologe, war in seinem Unterrichte bei Heloisen nicht im Stande gewesen, ein kalter Lehrer zu bleiben oder auch nur die Gluth seiner Liebe zurückzudrängen. Er war erst ihr Verführer, dann ihr Gatte geworden; später aber hatten sie doch ihr häusliches Glück dem geistlichen Berufe geopfert und waren diesem unter vielen Verfolgungen und unter tragischen Opfern treulich nachgegangen. Die Eremitage bei Nogent, wo Abälardus vor Schülern jeden Alters, Knaben und Greisen, und jeden Volkes, die ihm in den Wald gefolgt waren, und dort ihre Hütten gebaut hatten, seine Vorträge hielt, gehört zu den Bildern, bei denen die französische Phantasie vorzüglich gern verweilt, und durch die sich grade eine Natur wie Rousseau angezogen fühlen mußte. Er bildet nun in seinem Roman die Geschichte Abälard's und Heloisen's nach. In dem ersten Theile seines Werkes giebt er den Briefwechsel zweier Liebenden und verkündet in demselben die nachmals so oft wieder prononcirte Religion des Herzens. In diesem Briefwechsel begegnen wir dem klaren Bilde einer weichen und von tiefer Empfindung bewegten Seele; alle Wunder des menschlichen Gemüthes, alle seine Kraft und Herrlichkeit, alle seine Armuth und sein Elend werden uns dort erschlossen, und Sie würden überrascht sein, wenn Sie Sich einmal die Mühe geben wollten, das Buch darauf anzusehen, in demselben nicht bloß das Thema für Göthe's „Bekenntnisse einer schönen Seele," sondern für fast alle Romane unserer gefühlsseligen Romantiker zu finden.

In diesem Briefwechsel hat Rousseau ferner jene mächtigen Naturschilderungen niedergelegt, welche dafür zeugen, daß seine Liebe für die Natur keine erkünstelte

war. Er hat ferner mit der ganzen Kraft seines Verstandes die Personen und die Zustände, mit welchen er vertraut geworden war, gezeichnet und gerichtet, so daß auch seine eigenen systematischen Werke in dem, was sie über Staat, Gesellschaft, Ehe, Familie, Wissenschaft und Kunst aussagen, ihre Wurzeln in dem Briefwechsel jener Liebenden haben. Lassen Sie mich dabei nachholen, daß er hier, wie schon in der ersten Preisschrift wesentlich auf den Füßen jenes Gascogners Montaigne steht, welcher schon 200 Jahre früher, aber in guter Laune und ohne rechten Ernst zu machen, Aehnliches gesagt hatte.

Dem Briefwechsel der Liebenden folgte als zweite Hälfte der eigentliche Roman mit einem ärgerlichen Anfange und einem Ausgange, der sich in Nichts von den Sitten- und Tugend-Romanen jener Zeit unterschied.

Mögen immerhin nüchterne Naturen, wie Diderot und Lessing, jener zweiten Hälfte den Vorzug gegeben haben, heute würden wir uns wohl Alle auf die Seite Göthe's und Schiller's stellen, welche nur die erste für lesenswerth erachten. Fast fürchte ich, Sie ungeduldig zu machen, indem ich mich noch einmal anschicke, von einem Buche zu reden; doch es giebt Menschen, deren Thaten alle in Worten bestehen, deren Worte aber dafür auch Thaten sind. Es giebt Bücher, hochgeehrte Versammlung, die einen größeren Einfluß auf die Geschichte des menschlichen Geschlechts geübt haben, als Staatsumwälzungen und glorreiche Schlachten. Zu diesen gehört Rousseau's „Emil", das Naturevangelium der Erziehung, wie es Göthe nennt, ein Traumbuch, wie Pestalozzi mit tiefem Sinne sagt. Doch ist es eben wieder ein Roman. Der Dichter erzählt uns die Mustererziehung eines Knaben, welche, losgelöst aus der bürgerlichen Gemeinschaft, nach Plan und sorgsam ausgebildeten Systeme geschieht.

Die äußere Anlage ist einfach und glücklich. Das erste Lebensjahr, die zwei folgenden, die nächsten zehn, diejenigen vom zwölften bis zum funfzehnten Jahre und die Wahl der Braut für den Zögling bilden den Inhalt der fünf Bücher. Zwischen dem vierten und fünften giebt der Dichter in dem Glaubensbekenntnisse des savoyischen Vikars das seinige.

Wir vermögen in dem Buche ganz deutlich drei Theile zu unterscheiden, welche sich wie die Adern eines Gebirges durch das Ganze hinziehen. Zwei sind Gold und Silber, einer ist Thon, vielleicht kaum das.

Mit überwindender Kraft richtet Rousseau seine Anklagen wider die Unnatur, die Geistlosigkeit, die Liebloſigkeit und die Trägheit in der bisherigen Erziehung.

Was er gegen die Verwahrlosung der Kinder seitens gewissenloser Mütter, gegen ihre Vergiftung durch ungesunde Speisen und Getränke, gegen ihre Verweichlichung durch enge und überflüssige Kleider, gegen ihre Verdummung durch eingedrillten Lernstoff, gegen ihre Entsittlichung durch Anlernung einer Kopfreligion sagt, das hat eingeschlagen und hat gezündet so sehr, daß wir es jetzt kaum mehr verstehen, denn die Zustände, die Rousseau geißelte, treffen wir jetzt wohl nirgends mehr an.

Die Begründung seiner Anklagen aber, und das ist die andere Goldader in seinem Werke, geschieht unter Hinweisung auf die Natur des Menschen überhaupt und des Kindes insbesondere. Hier bietet er uns eine Fülle psychologischer Wahrheiten, welche leuchten, nicht blos glänzen, und giebt uns methodische und pädagogische Winke, von denen wir heut noch lernen mögen. Hören Sie, wie Emil lesen lernt. Er empfängt ein Briefchen, welches ihm der Erzieher vorliest, und welches eine Einladung zu irgend einem ländlichen Feste enthält. Einige

Zeit später wird ihm ein ähnliches Schreiben. Es gelingt ihm aber nicht eher, einen Vorleser zu finden, als bis er der erneuten Aufforderung, an einem Vergnügen Theil zu nehmen, nicht mehr folgen kann.

Gewiß auch stimmen Sie ihm bei, wenn er in seiner Beurtheilung der bisherigen Erziehung die Klage erhebt, daß die Erzieher die Kindheit nicht kennen und in dem Kinde den Mann suchen, oder, daß an den Lügen des Kindes die vielerlei Sünden der Lehrer schuld seien, welche nicht müde werden zu inquiriren und immer neue Versprechen anzunehmen. Welche Mutter hielte nicht sinnend an, wenn sie liest: „die ersten Thränen eines Kindes sind „Bitten, achtet man ihrer nicht, so werden sie bald zu Be„fehlen." Welcher Lehrer findet nicht den Schlüssel für viele Erfahrungen, deren Grund ihm bis dahin dunkel war, wenn er der Bemerkung begegnet, daß das Kind gewöhnlich viel besser in der Seele des Lehers lese, als dieser im Herzen des Kindes, daß also das Kind gewöhnlich gegen den Erzieher im Vortheil sei. Welche richtige Schätzung aller Unterrichts- und Erziehungsarbeit und ihres gegenseitigen Verhältnißes endlich gewinnen wir in den Worten: „unglaublich viel lernt der Mensch in den ersten „Lebensjahren durch bloßes Erfahren ohne allen Unterricht. „Theilte man alles menschliche Wissen in zwei Theile, in „einen Theil, der allen Menschen gemein, und in einen „zweiten, der nur den Gelehrten eigenthümlich, so würde „letzterer im Verhältniß zum ersteren sehr klein ausfallen."

Doch Rousseau hat den Emil nicht blos geschrieben, um solche Goldkörner auszustreuen, sondern um ein ganz bestimmtes System der Erziehung zu geben, ein System, dessen Durchführung eine Erneuerung der Gesellschaft bewirken sollte, gegen dieses System aber — es

drängt mich, dies von vorn herein auszusprechen, müssen wir uns richten.

Von dem Augenblicke an, in dem Christus uns gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen, ist jeder erziehenden Arbeit ihr Ziel gegeben. Ihren Ausgangspunkt, die Besonderheit ihres Weges bestimmt der Schöpfer; denn nicht ein Mensch überhaupt wird geboren, sondern ein ganz bestimmt angelegter, mit göttlichen Gaben ausgerüsteter, und darum auch zur Lösung genau vorgezeichneter Aufgaben bestimmter Mensch tritt in jedem Kinde ins Leben. Der Erzieher hat daher die Anlagen seines Zöglings in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und sie mit treuer Sorge zu Kräften zu entwickeln und auszubilden, welche geschickt sind, dem Reiche Gottes zu dienen.

Aber der Zögling kommt als ein sündiger Mensch zur Welt, und mit den Kräften seines Geistes wachsen die Gelüste seines Herzens und seine Ansprüche ans Leben. So wie er eben ist, taugt er nicht besser in die Gesellschaft, als ein eben aus dem Gebirg gebrochener Stein in das Gefüge eines Tempels. Haben das schon die Heiden verstanden, um wie viel ernster werden wir Christen es aussprechen müssen, daß wir unsere Zöglinge nur unter beständiger Bekämpfung des in ihnen wohnenden Bösen und unter fortwährender Abwehr der sie anfechtenden Sünde Anderer zu ihrem Ziele führen können. So ist es denn die Aufgabe des Erziehers, all' die Keime, welche Gott der Herr in das Kind gelegt hat, zu behüten und zu pflegen, damit sie die Kraft gewinnen, frei und selbstständig das Böse in sich zu überwinden und es außer sich zu bekämpfen. Solchergestalt wird dann der Mensch geschickt, sich seines Platzes in der Welt Gottes zu erfreuen, und in all' den Gemeinschaften, in die er

gestellt ist, einen Segen zu schaffen. Solchergestalt gelangt er, was noch mehr bedeutet, zu dem Frieden mit sich selbst und mit seinem Gott; er fühlt und er bethätigt sich als Kind Gottes.

In dieser erziehenden Arbeit hat nun die Strafe ihre ganz bestimmte Stelle, und diese ist keine andere, als diejenige, welche ihr in der Oekonomie des Reiches Gottes zugewiesen ist. Dort nämlich ist der Mensch unter eine bestimmte, nach ewigen und heiligen Gesetzen geregelte Weltordnung gestellt, in welcher der Zusammenhang von Ursache und Wirkung als eiserne Nothwendigkeit waltet.

Daraus ergeben sich die natürlichen Strafen in ihrer ganzen Reihe: von der Armuth des Trägen und der Krankheit des Lüstlings an bis zu ihrer äußersten Vollendung, der ewigen Ausschließung von dem Reiche Gottes und seiner Seligkeit, die denjenigen trifft, welcher den Einladungen der göttlichen Liebe kein Gehör gegeben hat. Aber die göttliche Erbarmung sucht den Menschen, so lange er lebt, vor diesem Aeußersten zu bewahren, und dazu bedient sie sich der willkürlichen Strafen, welche der Volksmund halb sinnig, halb heidnisch, Schicksalsschläge nennt, und in welchen der Dichter, dessen Lebensbild uns heute vor acht Tagen erfreute*), Zeichen davon sieht, daß der Vater seines Kindes gedenke und es von der Welt, die es hart gefangen halte, durch das Kreuz zu ihm lenke.

In dem Leben unserer Söhne ist die natürliche Strafe der Verlust der Jugend für Zeit und Ewigkeit; diese nun sucht der Vater auf jeder Stufe zu verhüten. Sie schlagen etwa den Knaben, der Ihnen im Juni ein Zeugniß seiner Faulheit übergiebt, damit er nicht im folgenden März ein verlornes Lebensjahr beklage. Dem-

*) Paul Gerhard.

nach sind die Strafen des christlichen Erziehers alle willkürliche, aber geboren aus einer Liebe und Erbarmung, welche die natürlichen verhüten will und wirksam durch die lebendige Beziehung des Menschen auf den Menschen; wie denn die ganze Kraft der christlichen Erziehung darin liegt, daß der Erzieher eine Seligkeit, die er in sich selbst erfahren hat, aus Liebe zu einem Gute seines Zöglings zu machen strebt.

Ganz anders Rousseau. Er geht von dem berühmt gewordenen Satze aus, daß Alles gut sei, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgehe, Alles unter den Händen des Menschen entarte. Darum besteht bei ihm alle Kunst der Erziehung darin, den natürlichen Menschen nicht zu verderben, während man ihn für die Gesellschaft geschickt macht; er kennt also die Sünde nicht als Faktor in der Ausbildung seines Zöglings. Immer wieder kommt er auf den Satz zurück. „Was soll man thun, um einen Naturmenschen zu bilden? „Viel, ohne Zweifel, denn man soll verhindern, daß Etwas „geschehe". Das aber sind ja nur Sätze, die einer ausführenden Erklärung bedürfen, und indem Rousseau diese giebt, umstellt er seinen Zögling mit einem Schein der Natur, welcher dem Kinde die natürliche Ordnung der Dinge ersetzen soll, in welchem alle Strafen, deren Nothwendigkeit wunderlicher Weise auch bei dem musterhaft erzogenen Naturkinde nicht geleugnet wird, Nachbildungen der natürlichen sind. Es kommt Rousseau Alles darauf an, seinen Zögling von der Willkür eines Menschen frei zu stellen, darauf, ihn sich bewegen zu lassen, als hinge er von keiner anderen Macht als von derjenigen der natürlichen Ordnung der Dinge ab, und dadurch seine Selbstständigkeit zu erregen. Was dabei herauskommt, hat ein geistreicher und vorurtheilsfreier Historiker unserer Zeit

als schauspielerisches Versteckspielen des Erziehers mit dem Zögling bezeichnet. Sie brauchen Sich nur einen Moment in Ihre Kinderstube zu versetzen, um Sich zu sagen, daß eine solche Maschinerie, wie sie Rousseau ersonnen hat, eine einzige großartige Lüge sein würde, und daß, bei aller Kunst, mit welcher diese Natürlichkeit eingerichtet wird, doch die Mächte nicht ersetzt werden können, durch welche wir unsere Kinder erziehen: der fromme Ernst und die treue Liebe der Eltern.

Es ist Ihnen wohl von andern Seiten her schon bekannt, daß die religiöse Unterweisung erst sehr spät an Emil kommen soll; sie wird einem savoyischen Vikar übertragen, dessen Glaubensbekenntniß, wie ich Ihnen bereits mittheilte, ein Büchlein in dem Buche bildet.

Der Vicar bekennt sich zu jenen drei Dogmen, welche mehr als ein halbes Jahrhundert lang den ganzen Glaubensinhalt der gebildeten Welt ausgemacht haben: Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Er wendet sich zuvörderst gegen die Materialisten und macht ihnen gegenüber die selbstständige Kraft des Seelenlebens geltend, indem er auf die Gesetze der Bewegung eingeht, Druck und Gegendruck der Naturkräfte beobachtet, Wirkung um Wirkung verfolgt und zu der Annahme eines Willens, als der ersten Grundursache aller Bewegung, gelangt. Mit dem Dasein Gottes ist ihm auch dasjenige der menschlichen Seele bewiesen. „Dein Geist zeugt gegen deine Grundsätze, dein „Herz gegen deine Schlüsse, und selbst der Mißbrauch deiner „Fähigkeiten beweist wider deinen Willen die menschliche „Hoheit", ruft er dem Gegner zu. In der Unkörperlichkeit der Seele liegt für ihn die Möglichkeit, daß sie den Körper überlebe; die Nothwendigkeit davon liegt in dem Triumph der Bösen und der Unterdrückung der Guten in dieser Welt. „Die Widersprüche des Lebens müssen ihre

„Lösung nach dem Tode finden.“ Er erwartet also drüben Ausgleichung und Vergeltung. Ein Gedanke freilich, bei dem ernste und tiefe Gemüther zittern müssen. Endlich tritt er für das Gewissen als den Instinkt der Seele gegen diejenigen ein, denen die Selbstliebe als der einzige Grund des menschlichen Handelns galt. „Wenn es nichts „angeboren Moralisches im menschlichen Herzen giebt, wo„her kommt ihm jene selbstlose Bewunderung für große „Thaten, jene hochherzige Liebe für große Charactere? Was „hat die Begeisterung für die Tugend mit unserem Nutzen „und Vortheil gemein? Nehmt uns diese Liebe zum Guten, „und ihr nehmt uns den Reiz des Lebens.“

Er bleibt nicht einmal dabei stehen, sondern er hat auch ein Auge für die Herrlichkeit des Evangeliums und für die menschliche Seite in dem Christusbilde desselben. „Ich gestehe euch“, sagte er, „daß die Majestät der heiligen „Schrift mich in Erstaunen setzt. Die Heiligkeit des Evan„geliums spricht zu meinem Herzen. Seht die Bücher der „Philosophen mit all' ihrer Hoffart. Wie klein sind sie „doch neben diesem! Ist's möglich, daß ein zugleich so „erhabenes und einfaches Buch Werk von Menschen sei? „Ist das der Ton eines Enthusiasten oder eines ehrgeizigen „Sektenstifters?“

„Welche Sanftmuth, welche Reinheit in seinen Sitten! „Welche Erhabenheit in seinen Maximen! Welche tiefe „Weisheit in seinen Reden! Welche Gegenwart des Geistes, „welche Feinheit und Trefflichkeit in seinen Antworten! „Welche Herrschaft über seine Leidenschaften! Wo ist „der Mensch, der Weise, der es versteht, ohne Schwach„heit und Prahlerei zu handeln, zu leiden und zu sterben? „Wenn Plato sein Ideal eines Gerechten malt, der, mit „aller Schande des Verbrechens bedeckt, des Lobes „jeder Tugend würdig ist, so zeichnet er Jesum Christum

„Zug für Zug; die Aehnlichkeit ist so schlagend, daß alle „Kirchenväter sie bemerkten. Welche Vorurtheile, welche „Verblendung, es zu wagen, den Sohn des Sophro„niskus mit dem Sohn Marias zu vergleichen. Welch' „weiter Unterschied zwischen beiden! Sokrates, ohne „Schmerz, ohne Schmach sterbend, führte seine Rolle ohne „Mühe bis an's Ende durch; und hätte dieser leichte Tod „nicht seinem Leben Ehre gebracht, so könnte man zweifeln, „ob er mit all' seinem Geiste mehr als Sophist gewesen „sei. Man sagt: er erfand die Moral. Andere hatten sie „geübt; aus ihren Beispielen entwickelte er nur seine Leh„ren. Aristides war gerecht, ehe Sokrates definirte, „was gerecht sei; Leonidas war für sein Vaterland ge„storben, ehe Sokrates die Vaterlandsliebe als Pflicht „aufgestellt; ehe er eine Definition von Tugend gegeben, „hatte Griechenland einen Ueberfluß von tugendhaften „Männern. Aber woher hatte Jesus unter seinem Volke „die erhabene und reine Moral genommen, die er allein „zugleich lehrte und übte?

„Aus dem Schoße des wüthendsten Fanatismus her„aus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Ein„falt der heldenmüthigsten Tugenden warf Glanz auf das „verächtlichste unter den Völkern. Der Tod des So„krates, welcher ruhig mit seinen Freunden philosophirend „starb, ist der sanfteste, den man sich nur wünschen „konnte; der Tod Christi dagegen, welcher unter Qualen „verschied, geschmäht, verhöhnt, verflucht von einem ganzen „Volke, dieser Tod ist der entsetzlichste und furchtbarste. „Sokrates, indem er den Giftbecher nimmt, segnet den „Mann, welcher ihm weinend den Becher reicht. Jesus „bittet für seine wüthend hassenden Henker mitten unter „den fürchterlichsten Qualen. Ja, wenn das Leben und „der Tod des Sokrates eines Weisen Leben und Tod

„ist, so ist das Leben und der Tod Christi eines Gottes „Leben und Tod. Sollen wir sagen, die Geschichte des „Evangeliums ist wirklich erfunden? Nein, so erfindet man „nicht; und die Thaten des Sokrates, welche niemand be„zweifelt, sind minder beglaubigt, als die Christi."

Wir müssen auch hinzufügen, daß es Rousseau heiliger Ernst mit seinem Kampf gegen die Materialisten war. Er hat in seinem ganzen Leben für denselben eingestanden und es ist vorgekommen, daß er in einer Gesellschaft, wo man sich mit leichtfertigen Gotteslästerungen belustigte, aufsprang und rief: „Wenn es eine Feigheit ist, „zu dulden, daß von einem abwesenden Freund übel ge„sprochen werde, so ist es eine Nichtswürdigkeit, wenn man „duldet, daß von Gott übel geredet wird, welcher anwesend „ist." Aber, sowie es Rousseau sich zur Aufgabe gemacht hatte, unter den Ungläubigen zu verkehren, ohne sich von ihnen verführen zu lassen und Gott vor den Philosophen zu bekennen, so stellt er sich auch diejenige, „Menschlichkeit „zu predigen vor den Verfolgungssüchtigen", und dieses suchte er in einem Kampf gegen alle historischen Religionen zu thun, deren Besprechung und gegenseitige Schätzung den zweiten Theil in dem Glaubensbekenntneß des Vikars ausmacht.

Es war, als ob alle Welt zunächst nur diese kleine Partie des Buches gelesen hätte, und diese nun setzte alle Welt in Erregung. Der Erzbischof von Paris erließ ein Manifest gegen das Buch; das Parlament von Frankreich, welches eben im Begriff stand, einen Hauptschlag gegen die Jesuiten zu führen, und zu dessen Gelingen der Beistimmung des gläubigen Katholiken bedurfte, beschloß am 9. Juni 1762, daß das Buch Emil zerrissen und verbrannt, sein Verfasser eingesperrt und sein Vermögen confiscirt werden sollte. Am 16. Juni ließen auch die

Genfer das Buch verbrennen. Rousseau war damals über alle Vorstellung unglücklich; er hatte sich, allerdings nicht ohne schwere eigene Schuld, mit seinen Freunden, der Gräfin d'Houdetot, Madame d'Epinay und Diderot überworfen.

Das Verhältniß zur Gräfin d'Houdetot ist der häßlichste Fleck in seinem ganzen Leben. Die Gräfin d'Houdetot war nämlich unglücklich vermählt und hatte eine Neigung für den Dichter Lambert. Rousseau nun näherte sich ihr und warb unter dem Heuchelschein der tugendhaften Bemühung, ihr Herz von Lambert zu lösen, um ihre Liebe für sich. Als die Gräfin, die sich Rousseau vertrauend überlassen hatte, und in deren Umgange er empfunden und erfahren hatte, was er im ersten Theil der neuen Heloise darstellt, den eigentlichen Sinn von Rousseaus Annäherung erkannte, und als er es wagte, sie die Sinnlichkeit seiner Zuneigung sehen zu lassen, da wandte sie sich mit dem entschiedensten Unwillen von ihm ab. Rousseau war voll Laune, voll Bitterkeit, voll Mißtrauen. Er suchte den Grund seiner Demüthigung nicht in sich selber, sondern er meinte ihn in Feindschaft und Verfolgungen Anderer gefunden zu haben. Dadurch kam es, daß der Bruch mit der Gräfin den mit ihrer Schwägerin, der Madame d'Epinay, zur Folge hatte. Diese war Rousseau's Wohlthäterin; sie hatte ihm die Eremitage bei Montmorency eingeräumt und mit freundlicher Sorglichkeit manche Entbehrung von ihm fern gehalten. Er hat mit Undank gelohnt. Seine Lösung der Verbindung mit Diderot dürfte um des äußeren Anlasses willen, der die zwei Freunde, die allerdings einander schon lange grollten, auseinanderbrachte, Ihre Theilnahme erregen. Rousseau machte dem Anderen nach langer Trennung wieder einmal einen Besuch und begehrte sein Urtheil

über eine nicht kleine Arbeit, die er ihm vorlas. Als nun Diderot geduldig zugehört und sein Urtheil abgegeben hatte, brachte er ebenfalls ein Manuscript hervor. Da brach Rousseau auf und schützte ein Geschäft vor, das er noch in Paris zu erledigen habe.

So stand denn der Verfasser des „Emil" ohne Freunde, in seinen häuslichen Verhältnissen elender, denn je, einsam da. Er wurde von einer Geistlichkeit verfolgt, deren Sitten ihr dazu das Recht nicht gaben; und von den Materialisten erfuhr er gleich heftige Angriffe, weil er ihre Eitelkeit verletzte, weil sein Schriftsteller-Ruhm ihren Neid erregte und seine Armuth ihren Geiz beschämte. Reiche Gönner machten ihm die Flucht möglich; er ging nach der Schweiz und nahm seine Wohnung zuerst im Canton Neufchatel. Dort sah man ihn botanisiren, sah ihn unter den Bäuerinnen sitzend und sie unterhaltend, mit ihnen Strohriemen flechtend. Von dort aus schleuderte er seine „Briefe vom Berge", welche er heimlich in Holland drucken ließ, und in denen er das Recht der freien Forschung mit hoher Beredsamkeit in Anspruch nahm. Diese enthalten das eigentliche Programm für einen tiefer angelegten Rationalismus und wiederholen die Gedanken der Demokratie in einer Bestimmtheit und Klarheit, die es merken lassen, daß der Verfasser des Gesellschaftsvertrages in den letzten Jahren viel gelernt hatte. Sie sind mehrfach den berühmten Briefen des Junius gleichgestellt worden. Jedenfalls haben wir in ihnen die letzte Schrift, welche das Gepräge von Rousseau's Geisteskraft noch in sich trägt, einer Kraft, welcher auch wir, seine Gegner, unsere Anerkennung nicht versagen dürfen.

Rousseau wurde aus Motiers in Neufchatel vertrieben und wandte sich nach der Petersinsel auf dem

Bieler-See, um auch von dort bald genug wieder aufbrechen zu müssen. Eine freundliche Unterbrechung seiner Leiden war die Einladung des Engländers David Hume. Rousseau nahm sie dankbar an; aber sein Geist war schon zu tief umnachtet, um sich in einen anderen Menschen noch finden zu können; sein Verhältniß zu Therese wurde um so ärgerlicher, je mehr deren Unbildung und Rohheit mit dem wachsenden Alter hervortrat. So trennten sich die beiden Freunde, ehe noch ein Jahr verrann, und in wirklicher Schwermuth kehrte der französische Philosoph zurück, um seine Wanderungen und Irrungen fortzusetzen. Noch einmal raffte er die ganze Kraft seines Lebens zu einem schriftstellerischen Unternehmen zusammen und schrieb „die Beichte seines Lebens". Seine Freunde müssen wünschen, er hätte sie nicht geschrieben.

Nicht darum, weil er eine ganze Reihe sittlicher Verirrungen bekannt; denn in dieser Beziehung haben die Encyclopädisten alles Mögliche gethan, um jeden Fehltritt seines Lebens zur Kenntniß der Leute zu bringen.

Aber die Sprache, in der er schreibt, das Wohlgefallen, mit dem der greise Ppilosoph sinnliche Ausschweifungen wiedererzählt, die Beschönigung seines Thuns, die Eitelkeit und die Absichtlichkeit des Verfassers, in einem Wort: die erschreckende, innere Unwahrheit des Buches muß ihn richten. Gleich der erste Satz offenbart das Alles, denn er beginnt mit den Worten: „Ich gehe an „ein Unternehmen, welches ohne Beispiel ist," und dabei wußte er sehr wohl, wie abhängig sein Werk von dem gleichnamigen Buche unseres Augustinus ist. Außerdem hat man die ersten Anfänge des Buches, welche Rousseau verworfen hat, gefunden und daraus ersehen, wie viel ihm auf seine Leser ankam.

Eine Fortsetzung der Beichte oder der Bekenntnisse

schrieb er unter dem wunderlichen Titel „Rousseau als Richter über Johann Jakob". Diesem Buche fügte er die Zuschrift bei: „Depositum, der Vorsehung an„vertraut. Beschützer der Unterdrückten, Gott der Gerechtig„keit und der Wahrheit, empfange des Depositum, welches „ein unglücklicher Fremdling auf deinem Altare niederlegt, „der Deiner Vorsehung sich anvertraut." Er empfiehlt sich darin der ewigen Vorsehung als einen Menschen ohne Galle und ohne Schminke, als einen Feind der Ungerechtigkeit, der Niemandem Unrecht gethan, noch thun wolle. Und nun begab er sich mit dem Manuscript in die Kirche von Notre Dame de Paris, um dasselbe auf den Altar niederzulegen. Er erwartete freilich kein Wunder, sondern er hoffte, daß das Blatt in die Hände König Ludwig XVI. kommen würde. Ein Gitter machte es ihm unmöglich, bis zu dem Altar vorzudringen, und, wie er sich bis dahin als einen von allen Menschen Verfolgten angesehen hatte, meinte er nun, der Himmel selbst sei mit dem Werk der Ungerechtigkeit der Menschen einverstanden.

Seinen Lebensunterhalt gewann er wieder durch Notenschreiben und dem Aehnliches, und blieb bis zur letzten Lebensstunde ein armer Mann. Immer trauriger wurden seine Verhältnisse zu Theresen, deren ganze Gemeinheit Sie ermessen wollen, wenn Sie erfahren, daß sich Rousseau im Jahre 1768 mit ihr vermählt hatte, und daß sie trotz dessen bald nach seinem Tode als 55jähriges Weib in die Ehe mit einem Stallknecht trat.

Immer leidenschaftlicher wurde Rousseau's Menschenhaß, immer zerrissener sein Herz; die armenische Tracht, die er sich abenteuerlicher Weise wählte, ließ erkennen, daß er sich als ein Fremdling auf der Erde fühlte. Im

Mai 1778 folgte er einer Einladung des Marquis von Girardin und ging nach Ermenonville. Es war, als ob die Lieblichkeit der Landschaft seine alte Frische noch einmal hervorzaubern sollte; aber es war nur Schein. Am 3. Juni 1778 bereitete sich Rousseau am Morgen eine Tasse Kaffee und machte dann einen kurzen Spaziergang. Ehe er noch etwas anderes genossen hatte, starb er.

Seine damaligen Freunde sagten, der Kaffee sei vergiftet gewesen und klagten die undankbaren Zeitgenossen heftig an; seine heutigen Verehrer versuchten denen den Prozeß zu machen, welche an Rousseau's Selbstmord glauben. Die Wahrheit wird sich schwer ermitteln lassen, und wir haben kein Interesse daran, festzustellen, ob der Verfasser des „Emil" auch äußerlich Hand an sein Leben gelegt hat, das er in seinem innern Grunde längst zerrüttet hatte. Blinder Haß und blinde Vergötterung haben über ihn zu Gericht gesessen. Unser Schiller, damals noch Karlsschüler, dichtete:

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseau's Grab, gegrüßest seist du mir!
Fried' und Ruh den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried' und Ruhe fandst du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster, und die Weisen starben!
Jetzt ist's lichter, und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten;
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt!

Der Erzbischof von Paris dagegen zeichnete ihn in folgenden Worten:

„Aus dem Schooß des Irrthums ist ein Mensch her„vorgegangen, der nur die Sprache der Philosophie spricht, „ohne wahrhaft Philosoph zu sein, ein Geist mit vielen „Kenntnissen, die ihn jedoch nicht aufgeklärt, mit deren „Hülfe er aber andere verfinstert hat, ein Character voll „Paradoxie, in Meinungen, wie im Leben, welcher Simpli„cität der Sitten mit Stolz der Gedanken, Eifer für antike „Grundsätze mit der Wuth Neuerungen einzuführen, obscure „Zurückgezogenheit mit dem Streben, aller Welt bekannt „zu sein, verbindet. Man sah ihn die Wissenschaften an„greifen, welche er doch kultivirte, die Herrlichkeit des Evan„geliums rühmen, dessen Lehren er zerstörte, die Schön„heiten der Tugenden malen, welche er in den Herzen der „Leser auslöschte. Er hat sich zum Lehrer des Menschen„geschlechts aufgeworfen, um es zu betrügen, zum öffent„lichen Warner, um alle Welt irre zu leiten, zum Orakel „des Jahrhunderts, um es vollends zu verderben. In „einem Werke über die Ungleichheit der Stände hat er die „Menschen zu den Thieren erniedrigt; in einem neueren „Werke (Heloise) hat er das Gift der Wollust beige„bracht, während er sie zu verdammen schien; im Emil „bemächtigt er sich der ersten Lebensperiode des Menschen, „um das Reich der Irreligion zu gründen."

Es hat keiner von Beiden ganz Unrecht. Ein „Mo„nument von seiner Zeiten Schande" ist der hin- und her„gejagte, darbende Rousseau allerdings, denn seine Gegner verfolgten in ihm nicht das, wovon wir uns heute un„willig abwenden, sondern gerade die besseren Seiten seines Lebens waren es, die ihren Haß erweckten.

Eine „Schmachschrift seiner Mutterlande" ist Rous„seau gewiß, denn dessen Sünde und Verderbniß hat ihr

Gift in sein Herz und in seinen Geist geschüttet und seinen Idealismus verdorben. Diesen trug Rousseau allerdings an sich, rein und aufrichtig; er hat mit unbestochener Wahrhaftigkeit einem verdorbenen Geschlechte gegenüber unveräußerliche Rechte des Menschen geltend gemacht und ehrlich darnach gerungen, den Menschen in die Natur zurückzuführen, damit er in ihren Armen Genesung und neue Kraft empfange. Seine Freude an der Natur war vielleicht das Beste an ihm; jedenfalls bildet sie den Zug seines Wesens, den er sich am treusten bewahrt hatte; von der lustigen Wanderung des entlaufenen Burschen über die Gefilde Savoyens an bis zu den schwermüthig einsamen Gängen des sterbenden Menschenfeindes von Ermenonville. Darin liegt nun aber auch der erste Schatten, welcher dieses Lichtbild verdüstert und zuletzt verfinstert hat; er zog sich nämlich in die Natur zurück, um von den Menschen geschieden zu sein. In dieser Melancholie, welche keine Hand anlegt, um die Welt dem Ziel entgegen zu führen, das sie selbst als das Beste erkennt, liegt bereits ein gutes Theil Hochmuth, ein großes Stück der Selbstvergötterung. Es ist das liebe „Ich", die friedselige, die schöne Seele, welche sich scheu vor der Außenwelt zurückzieht, um nicht verletzt zu werden. Wir haben in den Schriften unserer Romantiker aus der Zeit von Schleiermacher's und Friedrich Schlegel's Jugendjahren an bis herab zu Gutzkow's Selbstmord-Versuch, Gelegenheit genug gehabt, das verstehen zu lernen. Sobald nun die unausbleibliche Berührung mit der übrigen Welt doch eintritt, entsteht auch der Konflikt; die schöne Seele wird zur verkannten Größe, und in einem wunderlichen Gemisch von Untugenden steigert sich der selbstsüchtige Idealismus zu einer Flamme, welche nach allen Seiten hin verzehrend wirkt. Mit Hochmuth erhebt er sich über die ihn umgebende Welt,

und je weniger ihn dieselbe zu schätzen weiß, desto größer wird er in seiner eigenen Schätzung. Und so groß auch der Abstand zwischen ihm und Anderen ist, so hat er doch unablässig das Bemühen, auch diese von seinem Werth zu überzeugen, vor den Augen der verachteten Welt so hell wie möglich zu leuchten.

Da nun aber weiterhin die Schwachheit und die Sünde, damit wir armen Menschenkinder alle zu kämpfen haben, auch der schönen Seele manchen häßlichen Streich spielt, und da die bösen Menschen grade dafür ein besonders scharfes Auge haben, so entsteht von selbst das Bemühen der Beschönigung, und diese ist dann nichts Andres, als Selbstbetrug und Lüge.

In keiner Hinsicht ist Rousseau häßlicher, als in dieser. Ich sagte Ihnen das schon, als ich seine Bekenntnisse einführte. Rousseau verdankt die ersten Wohlthaten, die er in seinem Leben empfangen, der Frau von Warens, und er hat sie, als sie in das bitterste Elend gerathen war, nie eine Spur von Theilnahme merken lassen. Er, der Reformator der Erziehung, hat fünf Kinder in's Findelhaus geschickt; es ist auch sonst manch' trübes Wasser durch seinen Lebensstrom gegangen. Vieles von dem Allen mag die Noth seines Lebens, mögen die Nahrungssorgen, mit denen er gerungen hat, mögen die Verfolgungen, die ihn gehetzt haben, mag das widerliche Verhältniß zu Therese entschuldigen; und er könnte für alle diese Dinge einen milden Richter erwarten. Aber wir lesen in seinen Bekenntnissen wörtlich: „Ich kenne mein Herz „und kenne die Herzen der Andern. Ich bin nicht gemacht „wie irgend einer von Denen, welche ich gesehen habe; ich „wage zu glauben, daß ich nicht bin wie irgend einer von „Denen, welche vorhanden sind. Bin ich nicht ein Besserer „als sie, so bin ich wenigstens ein Anderer. Die Posaune

„des jüngsten Gerichts erschalle, wann sie wolle; mit diesem „Buch in der Hand will ich mich vor den Weltrichter stellen „und laut sagen: Dies ist, was ich gethan, was ich ge„dacht habe, was ich war. Ich habe das Gute und das „Böse mit gleichem Freimuth offenbart. Ich habe weder „etwas Böses verschwiegen, noch etwas Gutes hinzugefügt, „und ist es mir begegnet, irgend eine gleichgültige Aus„schmückung anzuwenden, so geschah dies nur, um nicht „durch einen Fehler meines Gedächtnisses eine Lücke in der „Erzählung zu verursachen. Ich zeigte mich, wie ich war; „verächtlich und niedrig, wenn ich es gewesen, aber auch „gut, edelherzig, erhaben; mein ganzes Inneres ist ent„schleiert! Ewiger Gott, versammle um mich die unzählige „Menge meiner Mitmenschen, auf daß sie mich hören. Sie „mögen über das Unwürdige in mir seufzen, über das „Gemeine in mir erröthen; aber ein Jeglicher enthülle vor „deinem Thron mit gleicher Aufrichtigkeit sein Herz, und „dann sage ein Einziger von ihnen, wenn er es kann: ich „war besser als Dieser."

Von seinem Verhältniß zu Frau v. Warens sagt er: „Diese Undankbarkeit hat zu sehr mein Herz zerrissen, „als daß dieses Herz das Herz eines Undankbaren sein „könnte." Mit Rücksicht auf die Verstoßung seiner fünf Kinder vermißt er sich zu den Worten: „Nie in seinem „Leben konnte Jean Jacques Rousseau auch nur einen „Augenblick ein Mensch ohne Gefühl, ohne Herz, ein un„natürlicher Vater sein."

Von solchen Auslassungen wenden wir uns freilich entrüstet ab und pflichten dem schon erwähnten Litterar-Historiker Hettner bei, welcher hier einen Stoff für Pitaval findet.

So hätten wir denn in Rousseau eine Form des Idealismus kennen gelernt, welche, über sich selbst hin-

ausgehend, damit endet, sich selbst zu zerstören; einen Idealismus, der mehr dem unterirdischen Feuer eines Vulkans, als der wärmenden Sonne des Himmels gleicht, weil er auch seinen Ursprung nur in dieser Erde hat. Wohl mag das Licht eines solchen Feuers auch in manche Finsterniß hineinscheinen, wohl mag es Diesem oder Jenem Gelegenheit bieten, eine Leuchte für sich und die Seinen anzuzünden; im Großen und Ganzen ist seine Wirkung zerrüttend und zerstörend.

Auch davon haben wir in Rousseau's Geschichte die sprechendsten Beweise. Ueber den Ungeschmack und und die Unnatur in den äußeren Lebensformen seines Vaterlandes ist das prasselnde Feuer seiner Beredtsamkeit mit unüberwindlicher Gewalt einhergefahren. Er hat seine Zeitgenossen gelehrt, Gärten anzulegen, Lusthäuser zu bauen, sich in der Gesellschaft zu bewegen, Dinge der Kunst und Wissenschaft zu beurtheilen und zu besprechen. Den französischen Staat hat er durch seine Werke revolutionirt, und wenn man in Montesquieu den Lehrmeister der Nationalversammlung von 1789 zu sehen gewöhnt ist, so ist Rousseau der Meister für die gesetzgebende Versammlung und den Konvent. Die Verfassung von 1793 ist sein Werk. Die Franzosen haben das selbst gewußt, denn sie haben das Andenken ihres verstorbenen Meisters mit Ehrenbezeugungen überhäuft. 1791 wurde ein Volksfest zu seinen Ehren veranstaltet, 1794 seine Leiche im Pantheon beigesetzt, 1799 seiner Wittwe eine Pension von 1200 Franken ausgesetzt. Aber es wäre ein gefährlicher Irrthum, wenn Jemand meinte, Rousseau's politischer Einfluß habe sich in der französischen Revolution erschöpft. Er hat dieselbe vielmehr überdauert, hat sich in Deutschland und Frankreich 1830 und 1848 mächtig geltend gemacht, und er wirkt bis heute noch fort. Es ist darum

auch noch eben heute an der Zeit, seine Irrthümer aufzudecken und wider sie zu zeugen.

Als Dichter und als Prophet der Religion des Herzens hat Rousseau seine Schüler in Deutschland gefunden. Sie haben bald die lichteren, bald die dunkleren Seiten seines Wesens vorzugsweise zur Schau getragen. manchmal haben sie seine Unarten so weit evident gemacht und überboten, daß der Meister sich wohl durch sie am kräftigsten widerlegt gesehen hätte; manchmal haben sie das, was an ihm gesund und kräftig ist, zur Geltung gebracht. Sie finden sich wohl durch diese Bemerkungen an den philosophischen Roman und seine Geschichte eben so wie an bestimmte Dichtergruppen erinnert. Erlauben Sie mir, auf die Männer der Sturm- und Drangperiode, auf die Jünglinge Göthe und Schiller, auf Jacobi, auf die Romantiker und endlich auf das junge Deutschland zu deuten. Lassen Sie mich aber dabei auch aussprechen, daß Rousseau an keiner Stelle verderblicher, in keiner Form verführender gewirkt hat und noch wirkt, als in dieser, und daß hier der Ort ist, wo wir ihm mit dem höchsten Ernste entgegen zu treten haben.

Auch der Pädagog Rousseau ist ein deutscher Schulmann geworden. In Frankreich hat irgend ein Gelehrter, Rolland, den Versuch gemacht, Rousseau's Studienpläne zur Ausführung zu bringen, ist aber nicht durchgedrungen. Der „Emil" ist fast wirkungslos an den französischen Unterrichts-Anstalten vorübergegangen; aber in Deutschland hat sich der Schulmeisterfleiß mit Treue, ja mit Pedanterie, seiner bemächtigt und seine Ideen auszuführen versucht. Basedow hat im Philanthropinum zu Dessau mit Wolke und Campe; Salzmann in seiner Anstalt zu Schnepfenthal nach Rousseau's Rezepten zu unterrichten begonnen. Campe hat den Emil

übersetzt und den Robinson für die deutsche Jugend bearbeitet, weil ihn Rousseau als das echte Kinderbuch bezeichnet hatte.

Salzmann hat noch mehr gethan. Sein Himmel auf Erden ist die gutmüthige, deutsche Ausführung von Rousseau's Glückseligkeitslehre. Sein Conrad Kiefer ist eine Uebertragung des Emil auf deutsche Verhältnisse, und zwar eine verdienstvolle Uebertragung; denn Konrad Kiefer, der deutsche Emil, ist ein Bauernjunge, den sein Vater erzieht. Dem polemischen Theil von der Pädagogik des Meisters endlich hat Salzmann in dem „Krebsbüchlein, das ist eine gründliche Anweisung zur „verkehrten Kindererziehung", eine anmuthige Form gegeben, die zwar keinem Philosophen zu denken giebt, aber schon manche Mutter und manche Wärterin von Thorheiten zurückgebracht hat.

Mag man nun auch diese untergeordneten Bemühungen um die Verbreitung der Ideen des französischen Denkers nicht eben hoch anschlagen, und mag man geltend machen, daß sie mit wenigem Guten und Wahren auch viele gefährliche Irrthümer auf den deutschen Boden verpflanzt haben, so bleibt der deutschen Pädagogik noch das höhere Verdienst, den Gedanken einer Erneuerung der Gesellschaft durch die Verbesserung der Erziehung und des Unterrichtes von Rousseau entlehnt und zur Anerkennung gebracht zu haben. Der Mann, dem in dieser Beziehung die Krone gebührt, und welcher, seitdem er als 17jähriger Knabe den „Emil" gelesen, mehr als ein halbes Jahrhundert lang an der Ausführung seiner Ideale gearbeitet hat, soll in dem zweiten Vortrag Ihre freundliche Theilnahme in Anspruch nehmen. Es ist Heinrich Pestalozzi.

II.

Am Südrande des Neuenburger See's im Waadtlande liegt das freundliche Städtchen Yverdun mit seinem stattlichen alten Schloß in der lieblichsten Gegend, die man sich denken mag. Dort rastete der Verfasser des „Emil" zum ersten Male auf seiner Flucht im Jahre 1762; aber es ward ihm keine lange Ruhe gegönnt; der Verfolgungseifer seiner Gegner trieb ihn fort. Es ist ein überaus trauriges Bild, das uns der Flüchtling darstellt, mit seiner reichen geistigen Ausrüstung und der unglückseligen Armuth seines Herzens, mit dem scharfen Widerspruch zwischen dem Ideale, dem er nachstrebte, und dem Leben, das er führte. Und diese Erscheinung wird noch düstrer, wenn wir auch die Gegner in's Auge fassen, welche ihn um die Ruhe seines Lebens betrogen: Voltaire und die Seinigen, selbst in Haufen Goldes wühlend und den Andern aus Eifersucht und Neid der Noth überlassend und um derselben willen höhnend; der Erzbischof von Paris und seine Genossen, den verderblichen Leidenschaften des Hofes schmeichelnd und durch Thun und Lassen die Säulen untergrabend, auf denen Thron und Altar ruht; den Mann aber, der ein schwärmerisches Buch geschrieben, um der Irrthümer seines Kopfes willen brandmarkend und verfolgend.

Funfzig bis sechzig Jahre später sehen wir abermals einen müden Pilger, der in Yverdun eine vorübergehende Ruhe gefunden hatte, seinen Wanderstab wieder zur Hand nehmen, um von der Stätte weiter zu ziehen, an der er seine schönsten Hoffnungen begraben hat, die ihn erst mit den Verheißungen der süßesten Freuden des Lebens geschmeichelt und ihn dann mit den allerbittersten Erfahrungen überschüttet haben. Aber es ist dennoch ein freundliches Bild; denn in dem Herzen des 70jährigen Wan-

derers wohnt anstatt der unglücklichen Leidenschaft, welche Rousseau aufzehrte, seliger Friede, und statt des Menschenhasses, mit dem jener um sich schaute, heilige Liebe. Auch lag hinter ihm nicht ein Leben, dessen 'ganzer Inhalt in der Ausschüttung von Gedanken ungleichen Werthes bestand, sondern eine Reihe von Arbeiten und Unternehmungen, die ihre guten Früchte getragen haben. Und dennoch war auch der andere ein Träumer, dessen Leben — aber lassen Sie mich abbrechen und an die Aufgabe gehen, Ihnen mit treuem Fleiße das Bild Heinrich Pestalozzi's zu zeichnen.

Heinrich Pestalozzi ward am 12. Januar 1746 zu Zürich geboren. Er war das dritte Kind seiner Eltern und wurde seines Vaters, der Augenarzt gewesen ist, beraubt, noch ehe er das 6. Lebensjahr erreicht hatte. Seine Erziehung blieb unter den Händen der Mutter und einer Magd, Babeli mit Namen. Diese war erst wenige Monate vor dem Tode des Vaters in den Dienst des Hauses getreten, hatte sich aber gleich von vornherein so wacker und so zuverlässig erwiesen, daß der Sterbende all' sein Vertrauen auf sie setzte, sie an sein Bett rief und zu ihr sagte: „Babeli, um Gottes und aller Er„barmen willen verlasse meine Frau nicht; wenn ich todt „bin, so ist sie verloren und meine Kinder kommen in harte, „fremde Hände; sie ist ohne deinen Beistand nicht im „Stande, meine Kinder bei einander zu halten." Das „einfache Landmädchen gelobte: „Ich verlasse Ihre Frau „nicht, wenn Sie sterben. Ich bleibe bei ihr bis in den „Tod, wenn sie mich nöthig hat." Dieses Wort hat sie treulich gehalten; sie ist der Beistand der Mutter bei dem schweren Werke der Erziehung gewesen. Ja, meine hochgeehrte Versammlung, das ist ein schweres Werk, wenn eine Mutter mit den dürftigsten Mitteln ihre Kinder auf-

zuerziehen hat. Nicht, daß sie selber darbt und ihr kleines Stück trocken Brot mit Sorgen ißt, preßt ihr die Thränen ab, sondern: daß sie ihren Lieblingen so viel versagen muß, daß sie dieselben ausgeschlossen sieht von tausend Freuden anderer Kinder; daß sie bei alledem in strenger Zucht dieselben gewöhnen muß, ihre Entbehrungen selbst zu steigern, das raubt ihren Nächten den Schlaf.

Richtet sie das Werk so aus, daß das Vertrauen und die Liebe der Kinder ihr nicht verloren gehe, daß dieselben ihrem Bestreben in dankbarer Verehrung entgegenkommen, dann hat sie ein Heldenwerk gethan. Es wird uns erzählt, daß der Mutter Pestalozzi's solches durch Babeli's Hülfe gelungen sei. Man beschreibt uns die einzige Wohnstube der Familie als ärmlich, aber sauber eingerichtet und, sobald sie sich jemals für Fremde öffnete, die Dürftigkeit der Verhältnisse verbergend, aber was mehr ist, als eine Stätte des Friedens und mancher stillen Freuden; man schildert uns die Kinder, wie sie vor den Leuten in wohl anständiger Kleidung erschienen, und wie sie gewöhnt wurden, die guten Sachen sorgsam bei Seite zu legen, sobald sie nach Hause kamen. Wie herzlich sie dabei an der Mutter und an Babeli gehangen haben, das lesen wir auf jeder Seite der Jugend-Erinnerungen, die Pestalozzi selbst wiederholt aufgezeichnet hat.

Sie stehen hier schon vor einem großen Unterschiede zwischen Rousseau und Pestalozzi: der Erstere ist ein Kind seines Vaters, der Andere seiner Mutter. Vater-Erziehung hat allemal etwas Hartes und etwas Beengendes, selbst dann, wenn sie sich in das Gewand der zartesten Liebe kleidet, denn der Vater will Etwas aus dem Sohne machen. Es steht in mehr oder minder bestimmten Umrissen das Bild dessen vor ihm, was der Sohn werden soll, und ist er ein ernsterer, tief angeregter Mann,

so ringt er darnach, der Welt in dem Kinde das zu geben, was er gern geworden wäre, aber um seiner Verirrungen und Fehler willen nicht hat werden können. Ist es nicht also, meine hochverehrten Freunde, daß in unsern Söhnen wir, als in reinerer und besserer Gestalt, fortleben wollen?

Ganz anders erzieht die Mutter. Wie Eva bei der Geburt Kains, ihres ersten Sohnes, ahnend sagt: „Ich habe „den Mann, den Herrn", so sieht noch heute jedes Weib in der Geburt ihres Kindes eine Offenbarung ihres Gottes, ein Abbild des Gatten, den sie liebt; darum versenkt sie sich mit Andacht in des Sohnes Geist und Gemüth und läßt ihn werden und wachsen, als eine treue Pflegerin und Hüterin. Sie selbst tritt ehrfurchtsvoll zurück, mit stiller Freude der Entfaltung göttlicher Geheimnisse zuschauend, und beschränkt ihr Erziehungswerk wohl darauf, hier und da eine Unart abzugewöhnen und einer drohenden Verführung vorzubeugen. Darum gestaltet sich die Individualität eines Menschen unter der Erziehung einer Mutter frei, selbst mit allen ihren Auswüchsen. Während aber der Vater dem Sohne leibliche Kraft und Ausdauer angewöhnt, die ihn oft geschickt machen, schon in früher Jugend selbstständig zu leben, gängelt die Mutter, so lange sie irgend kann, unsere Schritte. So wie die Ehefrau dem Manne mit Halstuch und Ueberzieher bis auf die Treppe nacheilt, obschon sie weiß, daß er das Tuch in die Tasche steckt, und wie sie von jeder Bemühung und Besorgung, die wir von ihrer Liebe eben um der Liebe willen geduldig und dankbar annehmen, meint, wir seien absolut unfähig, uns dieselbe aus eigener Kraft und eigenem Geschick zu ersetzen; so verfährt die Mutter gegen den Sohn. Der Knabe ist für sie ein Kind, der Jüngling ein Knabe, und mehr als ihr „lieber Junge" wird auch

der reifste Mann nicht. Darum haben Muttersöhne gemeinhin eine große Unselbstständigkeit in ihren Entschließungen und ein merkwürdiges Ungeschick zu praktischen Unternehmungen gezeigt. Der Knabe Pestalozzi hat das auch erlebt, und der Mann und der Greis haben mit den reichen Segnungen auch die sichern Nachtheile der Muttererziehung getragen.

Uebrigens empfing Heinrich Pestalozzi noch von andern Seiten her Jugendeindrücke, die für sein ganzes Leben Bedeutung gewonnen haben. So bei seinem Großvater, dem würdigen Pfarrer zu Höngg. Dort kostete er den Reiz des Landlebens; dort sah er die reichen Segensströme, die von einem redlich waltenden Pastor in die Herzen und Häuser seiner Gemeinde ausgehen, und begehrte auch für sich dereinst das köstliche Werk eines bischöflichen Amtes. Dort lernte er aber auch ein Sprüchwort verstehen, das unter den Landgeistlichen im Schwange ging: Omne malum ex urbe, d. h.: Alles Böse kommt aus der Stadt.

Er sah nämlich das Elend der Fabrikbevölkerung, ihre Armuth, ihre leibliche und geistige Verkommenheit und ihr sittliches Verderben. Er sah frische, muntre Kinder mit rothen Wangen und kräftigen Gliedern spielen, und sah dieselben wieder, nur ein Jahr nach ihrem Eintritt in die Fabrik: kraftlos, bleich und hager. Damals faßte er schon als Knabe den Entschluß, ein Retter seines Volkes zu werden und sann auf Wege, wie er das ausrichten könnte; er sog aber auch schon damals jene Bitterkeit gegen die höheren Schichten der Gesellschaft, und sonderlich gegen die Begüterten ein, die aus allen seinen Schriften redet, und die einen fast komischen Kontrast mit dem Optimismus bildet, mit dem er jedem ein-

zelnen vornehmen und reichen Herrn zeitlebens in's Auge gesehen hat.

Seine Träume von einer dereinstigen Wirksamkeit fanden ihre Nahrung in der Schule, wo Bodmer und Breitinger seine Lehrer waren und ihn stoische Selbstverleugnung und Abhärtung, Geringachtung von Reichthum, Ehre und Ansehen lehrten, indem sie sein Gemüth mit Begeisterung für die Helden des römischen und griechischen Alterthums erfüllten.

Der Grundsatz „Gieb dem Uebel nicht nach, sondern „strebe kräftiger entgegen", den er von Bodmer gelernt hat, ist seinem Leben eine Leuchte geworden.

Endlich verstärkten auch Jugendfreunde, wie Lavater, Füßli, Fischer, seine Neigungen. Unter solchen Eindrücken erwuchs Pestalozzi; bald für seine Träumereien die Einsamkeit suchend und seinen Beinamen Heiri Wunderli von Thorliken rechtfertigend; bald über den Büchern sitzend und Kenntnisse erwerbend, die er weder zu sammeln noch zu ordnen verstand; bald von einem einzelnen Buche, wie von Rousseau's „Emil," so mächtig ergriffen, daß all' sein Leben in demselben aufging, und er es ganz in sich aufnahm; bald wieder in den Kreis seiner Freunde tretend und mit diesen die Anfänge der Weltverbesserung bedenkend und unternehmend.

Sie schlossen z. B. ein Bündniß zur Bekämpfung aller Ungerechtigkeiten, welche von oben nach unten gingen. Landvögte, Zunftmeister, Pfarrer, Schulmeister wurden, sobald sie der Bund für schuldig erachtete, in irgend einer Weise zur Verantwortung gezogen, und hier und da gewann das wunderliche moderne Vehmgericht auch einen Sieg; meist aber unterlag es, und überall trug ihm seine Naseweisheit schweren Verdruß, manchmal ernste Gefahren ein. Damals hatte Pestalozzi noch die Absicht, die

Rechtswissenschaften zu studiren. Zur Seite stand ihm in Bluntschli ein Freund, der ihn an Einsicht und Besonnenheit weit überragte; dieser aber ging einem frühen Tode sicher entgegen. Da er seinen Abschied von der Welt machte, rief er Pestalozzi an sein Sterbebett, warnte ihn ernstlich, sich jemals in ein weitführendes Unternehmen einzulassen, wenn er nicht einen treuen Freund zur Seite habe, dem Besonnenheit und Menschenkenntniß eigen wären, und flehte ihn an, lieber eine ruhige und stille Laufbahn für sich zu suchen. Pestalozzi gehorchte blind, wobei freilich der Rath von Aerzten mit in's Gewicht fiel, welche für den von Anstrengungen geschwächten Leib Ruhe begehrten. Wie er vor Kurzem die Laufbahn des Predigers nach dem Mißlingen der ersten Schritte aufgegeben hatte, so verließ er jetzt die des Rechtsgelehrten und schloß: „so will ich ein Schulmeister werden!" Aber er sollte erst auf einem weiten Umwege zu diesem Ziele kommen; vorläufig nahm eine neue landwirthschaftliche Unternehmung seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es waren eben damals mit großem Glücke die ersten Versuche mit Krapp-Pflanzungen gemacht worden, deren Bedeutung diejenigen unter Ihnen verstehen, welche die Türkischrothfärbereien des Wupperthales kennen gelernt haben. Pestalozzi's lebhafter Geist meinte das Mittel gefunden zu haben, durch welches dem Volk geholfen werden könne. Er ging auf einige Zeit zu dem Gutsbesitzer Tschiffeli zu Kirchberg bei Bern, welcher als der größte Meister der neuen Kunst berühmt war, und trat sodann mit einem reichen Züricher Handelshause in Verbindung, mit dessen Hülfe er Krapp-Anpflanzungen in großartigem Umfange unternehmen wollte. Er erwarb zu diesem Zwecke 100 Morgen wüsten Landes auf dem Birrfelde bei Königsfelden im Aargau, ohnweit der alten

Habsburg, um dort großartige Krapp-Pflanzungen anzulegen. Zunächst aber erbaute er für sich selbst ein Landhaus nach italienischem Muster und gab seiner Besitzung den Namen Neuhof. Fast will es indessen scheinen, als ob ihm bei diesen Schritten nicht bloß uneigennützige Menschenliebe geleitet habe, sondern als ob auch der Wunsch maßgebend gewesen sei, baldmöglichst zu einer selbstständigen Existenz zu gelangen.

Pestalozzi hatte nämlich zu Anna Schultheß, der Schwester seines Freundes, eine ernste Neigung gefaßt und sehnte sich darnach, sobald wie möglich in eine Verbindung mit ihr treten zu können. Der Brief, in welchem er um ihre Hand wirbt, ist uns erhalten und bildet einen ergreifenden Gegensatz gegen Rousseau's Brautwerbung.

Dieser hatte Therese le Vasseur mit der Versicherung aufgefordert, die Seinige zu werden, er sei entschlossen, sie niemals zu verlassen, aber auch sie niemals sein Weib zu nennen. Von den idealen Interessen, welche den Inhalt seines Lebens ausmachten, war zwischen ihnen keine Rede. Pestalozzi läßt seine Braut in die innersten Gründe seines Herzens, in die Entwürfe seiner Thätigkeit schauen. Er macht sie schonungslos mit all' seinen Fehlern und seiner ganzen Unbeholfenheit bekannt; er gesteht ihr, daß er die Pflichten gegen seine geliebte Gattin denen gegen sein Vaterland stets für untergeordnet achten werde, daß er, obschon der zärtlichste Ehemann, unerbittlich gegen die Thränen seines Weibes bleiben würde, wenn sie ihn an der Erfüllung seiner Bürgerpflicht irre machen wollten. Er verheißt ihr wichtige und sehr bedenkliche Unternehmungen, ohne welche sein Leben nicht hingehen werde; aber er fügt dann auch hinzu: „mein Weib soll die Ver-
„traute meines Herzens, die Theilhaberin meiner geheimsten

„Rathschläge sein; eine große redliche Einfalt soll in meinem „Hause herrschen. Er hat ein Recht, seinen Brief mit den stolzen Worten zu schließen: „Wenn die Umstände, darein „Pflicht und Vaterland mich rufen, meinem Streben und „meinen Hoffnungen ein Ziel setzen, so bin ich doch nicht „niederträchtig, nicht lasterhaft gewesen, ich habe Ihnen „nicht in einer Larve zu gefallen gesucht, habe Sie nicht „mit chimärischen Hoffnungen eines nicht zu erwartenden „Glückes betrogen, ich habe Ihnen keine Gefahr und keinen „Kummer der Zukunft verschwiegen; ich habe mir nichts „vorzuwerfen."

Am 24. Januar 1769 trat er in die Ehe. Sein neu begründetes Glück erfuhr schon sehr bald einen harten Schlag. Böswillige Berichterstatter machten das Züricher Handelshaus auf die angebliche Hoffnungslosigkeit und auf die zweckwidrige Einrichtung der Pestalozzi'schen Unternehmungen aufmerksam. Dasselbe beauftragte zwei zuverlässige Männer mit Untersuchung der Sache. Diese tadelten die luxuriöse Einrichtung des Hauses. Mit Recht. Sie erklärten aber auch das Land für unempfänglich gegen jegliche Kultur. Dieses mit Unrecht; denn 40 Jahre nachher hatte jeder der für je 10 Gulden erworbenen Morgen einen Kaufpreis von mehr als 300 Gulden. Die Züricher lösten auf den Bericht hin unter schonenden Formen ihre Verbindung mit Pestalozzi, der nun recht hülflos dastand; aber nicht hoffnungslos. Er stellte seinen Mitbürgern die Errichtung einer Armen-Anstalt als eine ihrer Förderung würdige Angelegenheit mit so viel Beredsamkeit vor, daß ihm von allen Seiten Beistand wurde und er in den Stand gesetzt war, im Jahre 1775 seine Armen-Anstalt auf dem Neuhof zu eröffnen.

So entstand das erste deutsche Rettungshaus auf schweizerischem Grunde.

Es sollten auf dem Neuhof die Kinder der ärmsten Leute Wohnung, Kost, Pflege und Kleidung empfangen. Sie sollten außerdem zu einer Arbeit gewöhnt werden, welche sie dermaleinst geschickt mache, ihr Brot zu erwerben. Sie wurden also mit ländlichen Arbeiten und mit Spinnerei beschäftigt. Das Lernen ging mit und neben der Arbeit her; es hatte eine untergeordnete Stellung. Traurige Erfahrungen machte der Begründer der Anstalt zunächst an den Eltern und den Kindern. Diese kamen im ganz verwildertem Zustande zu ihm; hatte er sie gereinigt und gekleidet, so entliefen sie mit den neuen Sachen. Oft auch wurden sie von den Eltern fortgeholt, und unermüdlich waren diese in Besuchen bei ihren Kindern, in Anklagen gegen Pestalozzi und in Anforderungen an ihn. Dem allen setzte der Mann den Muth des guten Gewissens und die Geduld der Liebe entgegen. Aber auch in ökonomischer Hinsicht ward es ihm sauer, und alle Versuche, der Anstalt aufzuhelfen, schlugen fehl. Das war nun natürlich, denn er vergriff sich in der Wahl der Mittel.

Er, dessen erster Grundsatz in der Erziehung und dem Unterricht auf sorgsamer Pflege der Elemente und stufenmäßigem Fortgange ruhte, ließ, um höhere Erträge zu erreichen, von Kindern, denen das roheste Gespinnst sauer wurde, Damastfäden arbeiten. Die Kinder verdarben ihm das theuer gekaufte Material und versetzten ihn dadurch in immer gesteigerte Verlegenheit. Im Jahre 1780 sah sich Pestalozzi genöthigt, die Anstalt, der er und seine Gattin ihr ganzes Vermögen geopfert hatten, aufzugeben.

Nun folgen 18 Jahre bitterer Noth und scheinbarer Ruhe; aber leere Jahre waren es nicht. Er hat während derselben große Geistesschätze eingesammelt und bedeutende

Worte zu seinem Volke geredet. Im Jahre 1792 hat er, durch die Freigebigkeit seiner Schwester, welche in Leipzig glücklich verheirathet war, dazu in den Stand gesetzt, eine Reise durch Deutschland unternommen, auf welcher es ihm namentlich darauf ankam, den Zustand der dasigen Schulen kennen zu lernen. Die Ausbeute dieser Reise haben wir vornehmlich in seinen späteren Arbeiten zu suchen.

Wichtiger sind uns die 18 Jahre durch die Werke, welche in dieser Zeit von Pestalozzi ausgehen. Eröffnet wird ihre Reihe durch „die Abendstunde des Ein„siedlers", welche in einer schweizerischen Zeitschrift erschien. Es ist eine Reihe abgerissener Sätze, Aphorismen, die aber unter sich den innigsten Zusammenhang bilden, und welche das ganze Programm seiner spätern Wirksamkeit enthalten.

Merkwürdiger Weise fehlt dieses bedeutende Werk in der Gesammt-Ausgabe von Pestalozzi's Schriften, und wir haben dem eben verstorbenen Professor Karl von Raumer dafür zu danken, daß er dasselbe hat neu abdrucken lassen.

In diesem Werkchen geht er von dem Suchen nach der wahren Natur des Menschen aus, dringt in alle Verhältnisse des Lebens und giebt dem Vaterhause, als der Schule der Sitten und des Staates, seine Würde; dabei aber macht er geltend, daß uns Gott näher sei als Vater und Mutter, und stellt den Glauben an Gott als die Quelle aller Weisheit und alles Segens, aller Ruhe des Lebens, als Bahn der Natur zur reinen Bildung der Menschheit dar. Gott ist ihm der Vater des Hauses; in dem Glauben an ihn ist die Ehrfurcht vor dem leiblichen Vater, ist jede Pflicht unseres Hauses sicher gestellt. Von diesem Gesichtspunkte aus weist er einem jedem ein-

zelnen Menschen, möge er im Palast oder in der Hütte wohnen, möge er Kind oder Greis sein, seine besondere Stellung in dem Haushalt an. Allein ich kann hier den Inhalt der kleinen und doch bedeutenden Schrift nicht erschöpfend wiedergeben; es bleibt mir nur übrig, Sie zu bitten: lesen Sie dies Buch.

Bald nach der „Abendstunde" erschien „Lienhard und „Gertrud, ein Buch für das Volk von Heinrich Pe„stalozzi." Dieses Werk hat dem Namen seines Verfassers eine Dauer gegeben, der gleich, die Gottes Rathschluß unserer deutschen Volksliteratur selbst bestimmt hat. Es hatte übrigens schon vor seinem Erscheinen eine merkwürdige Geschichte.

Der Rath der Stadt Zürich hatte beschlossen, die krummen Wächter, eine Ruine schweizerischen Alterthums, durch moderne Bürgersoldaten zu ersetzen. Daran ärgerten sich viele Freunde des Vaterlandes, und in ihrem Sinne schrieb Pestalozzi ein kleines Pamphlet, welches sein Freund, der Buchhändler Iselin, drucken ließ. Da dieser nun einst mit seinem Bruder über die Mittel rathschlagte, durch welche Pestalozzi aus seiner traurigen Lage gezogen werden könnte, griff jener mechanisch nach dem vor ihm liegenden Schriftchen. Er las einige Sätze, gewann Interesse, las weiter und fragte nach dem Verfasser. Iselin nannte ihn und meinte, die Geschichte von dem Ei des Kolumbus zu erfahren, als ihm, dem Buchhändler, der Bruder das Auge über Pestalozzi's schriftstellerischen Beruf öffnete. Sofort wurde dieser von der Entdeckung benachrichtigt und angewiesen, sich in Erzählungen zu versuchen. Die ersten mißlangen ihm, wie er überhaupt schwerfällig arbeitete; aber allmälig kam er in einen Fluß der Rede, welche ihn selbst fortriß, und sandte die ersten Bogen von „Lienhard und Gertrud" an

U. OF ILL. LIB.

den Freund. Die Form dünkte gar zu eckig, und der allzubescheidene Autor ließ es sich gefallen, sein Werk einem Studenten zuzuschicken, damit es von diesem verbessert werde. Der junge Gelehrte schnitt aber so viel von dem prächtigen, mächtigen Baume, den man ihm vertraut hatte, ab, daß er ihn mehr für einen holländischen Ziergarten, als für die Schweizer Alpen geeignet machte. So ging es nicht, und das Buch erschien in seiner ursprünglichen, von Iselin selbst mit höchster Discretion verbesserten, Gestalt, uns Allen zur Freude.

Ach, daß es mir gegeben wäre, Ihnen ein recht lebendiges Bild von diesem Wunderbuche zeichnen zu können, dessen Verfasser sich fast auf jeder Seite als ein Dichter legitimirt, welcher sein Ohr an das Herz seines Volkes gelegt, ihm mit seiner Sprache auch seine Leiden und seine Hoffnungen, seine Sünden und seine Tugenden abgelauscht hat. In diesem Buche trifft man Alles und Jedes; wie in der großen Natur, giebt es Sommer und Winter, Frühling und Herbst darin. Wir treffen elegische und sentimentale Stellen, welche dem Besten gleich stehen, was Andersen und andere moderne Dichter uns unter dem Mondenschein sehen ließen. Wir begegnen Sittenschilderungen, die uns glauben lassen, der Urheber derselben sei bei Franz von Mieris oder bei Hogarth in die Schule gegangen. Schwach sind nur die Stellen, wo Pestalozzi gar zu detaillirt auf die Ausführung seiner Pläne eingeht, und diejenigen, wo er den Hof und die Hofkreise beschreibt.

Das ganze Werk ist in vier Theilen vollständig erschienen. Es führt die Lieblingsideen seines Verfassers, die Wiedergeburt erst eines Hauses, dann einer Gemeinde, zuletzt eines ganzen Staates durch kräftige Erhebung einer Mutter aus. Das Dorf Bonnal ist, durch die Schwäche

seines alten Gutsherrn und durch die Gesinnungslosigkeit seines Geistlichen verwahrlost, unter die Gewalt eines nichtswürdigen Vogtes gekommen. Dieser, welcher zugleich eine Schankwirthschaft hält, hat die Bewohner systematisch in die Bande der Sünde und der Noth, und dadurch in die seinigen, gefangen. Außerdem hat er durch Betrügereien und durch falsche Eide sein Gut vergrößert. Insbesondere hat er Rudi, einem Manne im Dorfe, durch einen Meineid sein ganzes Vermögen, eine große, grasreiche Matte, abprozessirt. Der Gutsherr ist gestorben und hat einen jungen Nachfolger gefunden, der bei dem redlichsten Willen, die Dinge zu bessern, die Stelle noch nicht hat finden können, an der er einzugreifen hätte. Hier beginnt das Buch mit dem Bilde eines herzensguten Mannes, der aber doch Weib und Kind höchst unglücklich macht.

Dieser Mann ist der Maurer Lienhard. Er ist ein geschickter Mensch, wohl im Stande, eine Familie zu ernähren; aber, in des Vogtes Garn verwickelt, vergeudet er im Wirthshaus bei Spiel und Trunk seine Kraft und seine Zeit und den Ertrag seiner Arbeit, während seine Kinder darben und nur durch die große Energie Gertruds, seines Weibes, das Elend von seinem Häuschen ferngehalten wird. Gern würde er ein neues Leben beginnen, und oft hat er's versucht; aber der Vogt ist sein Gläubiger und weiß ihn durch allerlei Drohungen unter der Herrschaft der Sünde zu erhalten. Indeß Gertrud ist eine Frau, die Entschlüsse nimmt und ausführt, und sie findet in dem neuen Gutsherrn Arner, vor den sie ihre Klage wider den Vogt Hummel bringt, einen Herrn, der ein Vaterherz hat. Damit tritt ein Wendepunkt in der Geschichte ein. Arner läßt den Maurer Lienhard zu sich kommen und überträgt ihm den Bau einer Kirch-

hofsmauer. Nun nimmt der Dichter Gelegenheit uns zu zeigen, wie die Ankündigung des neuen Lebens im Dorfe wirkt. Er zeigt uns am Vogt den Unmenschen unter seines Gleichen, und da ist es, wo man Schelme kennen lernt. Er läßt uns wahrhafte Bauerngespräche hören und Zeugen davon sein, wie Schelmen mit einander sprechen, d. h. wie sie Bündnisse zum Verderbniß gegen Andere mit einander verabreden, sich dabei gegenseitig mißtrauend, sich zu überlisten suchen und immer einer mit den übelsten Gewohnheiten des Andern rechnen.

Er zeigt uns dabei die Gelage in des Vogts Hause, die sich bis tief in die heilige Nacht hineinziehen und sich auf allerlei unehrliche Weise vor den Augen der Leute zu bergen wissen.

Während er den Vogt in seinen Bemühungen, Arner's Segenspläne zu durchkreuzen und die Bauern in ihrem theils kindischen, theils sündlichen Verhalten gegen dieselben vor unsern Augen stellt, läßt er uns auch die Wohnstube schauen, in der sie mit Dankesgebeten begrüßt wird. Er läßt ihr Licht auf das Lager einer sterbenden Mutter und selbst über das Grab eines durch eigene Hand gerichteten Unglücklichen hinfallen. Prächtig ist es, wie Gertrud den Lienhard bei seiner Heimkehr von Arner katechisirt, wie er mit ganz allgemeiner Auskunft über die Audienz bei Arner hinwegkommen will, und wie sie ihn nöthigt, der Reihe nach Alles zu beschreiben: wie er sein Käppchen abgenommen, wie er gegrüßt, was Arner darauf gesagt, und was er wiederum entgegnet habe, und wie Alles bis zum Ende fortgegangen sei. Ergreifend ist der Abschied, den Rudi's Mutter vom Leben nimmt, iene kleine Episode, die fast in alle größeren Lesebücher übergegangen ist. Dort will uns Pestalozzi lernen lassen, wie die Menschheit im Staube der Erde zur

Unsterblichkeit reift, während sie im Prunk und Tand unreif verwelkt, und will uns das Todbett des Menschen als die Stelle bezeichnen, an der wir den Werth des Lebens wägen lernen.

Rührend endlich ist das Bild eines Mädchens, das in der Nacht nach einem Tage, der ihr Ehre und Freude eingetragen hat, auf dem Grabe ihres unglücklichen Vaters weint und betet; ein Bild, welches der Dichter dadurch belebt, daß er den Reisewagen eines reichen Mannes an dem Kinde vorüber führt, wieder in der Absicht, unsre Aufmerksamkeit auf die Gegensätze in dem Leben der Menschen zu lenken.

In einer Reihe solcher Miniaturbildchen führt er die Handlung fort. Die Gewalt des Bösen rafft sich immer mächtiger zusammen, offenbart dadurch ihre Tücke, aber auch ihre Ohnmacht; sie richtet sich selbst. In die rettende Arbeit treten immer neue Helfer ein. Ein neuer Pastor, alle Wackeren im Dorfe und ein Freund des Junkers. Viel wird unternommen, und Großes wird erreicht; aber auch immer deutlicher erkannt, daß eine gründliche Hülfe nur von einer Neugestaltung der Erziehung und des Unterrichts kommen kann. Da faßt Glülphi, der Lieutenant, wie er genannt wird, ein Mann, unter dem der Verfasser sich selbst zu meinen scheint, den Entschluß: „Ich will Schulmeister werden" und übernimmt zur allgemeinen Ueberraschung die Schule des Dorfes, welche bis dahin in der gewissenlosesten Weise versehen worden war. Vorher tritt er in Gertrud's Wohnstube, um von ihr zu lernen. Dann greift er muthig sein Werk an und hält mit Manneskraft den tausenderlei Anfechtungen Stand, welche ihm von schwachen Köpfen und bösen Herzen in und außer der Schule bereitet werden. Jetzt schreitet das Werk rasch vorwärts. Durch die Hülfe des

Baumwollen-Meyer werden neue volkswirthschaftliche Unternehmungen begonnen; Armuth, Unordnung, Liederlichkeit treten immer weiter zurück. Arner vermag selbst die Strafgerechtigkeit zu mildern und den Pranger abzuschaffen. Allmälig aber hat er ohne sein Zuthun die Aufmerksamkeit seiner Verwandten und Freunde auf Bonnal gezogen. Der Fürst selbst wird von seinen Verbesserungen unterrichtet. Anfangs bleibt er ihnen fern; denn trübe Jugend-Erfahrungen haben ihn aus einem optimistischen Idealisten zu einem ernsten Skeptiker gemacht.

Aber die Wahrheit siegte. Ganz unerwartet befiehlt er zum Aerger von Arners vielen Gegnern eine gewissenhafte Untersuchung der Dinge in Bonnal, schreibt aber seinen Kommissarien bestimmt vor, nicht unter der Macht des ersten Eindrucks zu berichten.

Das war ein Glück; denn je gründlicher die Staatsbeamten forschten und je tiefer sie sahen, desto gewisser wurden sie überzeugt, daß Arners Reformen im Dorfe Boden hatten und auf den Staat anwendbar seien. Zuletzt geht der Fürst selbst nach Bonnal. Um zu beobachten, was die Leute daselbst in der Abwesenheit ihrer Wohlthäter reden und thun würden, schickt er Arner, Glülphi, den Pastor und den Baumwollen-Meyer nach dem Armenhaus und dem Zuchthaus von Sklavenheim, mit dem Auftrage, dort den Boden zu sondiren. Die Männer, wohl wissend, wie wichtig die nächsten Tage für das Leben des ganzen Staates seien, greifen mächtig ein. Arner und der Pastor wenden sich an die Männer, um von ihnen die Wege zu erfahren, auf denen sie zu Verbrechern geworden seien, und so die Volksschäden kennen zu lernen, deren Heilung die Zuchthäuser lehren müßten.

Auch richten sie sich mit andern seelsorgerlichen Be-

mühungen an die Einzelnen. Meyer lehrt das Spinnen und erreicht bei der Willigkeit der Leute überraschende Erfolge. Glülphi hält Schule. Durch das, was er in Bonnal während der Abwesenheit der vier gesehen hat, hoch erfreut, kömmt der Fürst nach Sklavenheim. Während er noch Kenntniß von den Wundern nimmt, die sich inzwischen dort zugetragen haben, erhebt sich ein Geräusch. Die Gefangenen, die Armen und die Waisenkinder drängen sich heran, stürzen zu seinen Füßen und flehen ihn an, ihnen diese vier Männer zu lassen. „Euer Geschick", sagt der Fürst, „liegt von nun an in ihren Händen." Von allen Seiten werden Aeußerungen der Freude und des Dankes laut, „und der Ahnungen größte hob „aller Herzen empor."

So schließt das Buch.

Der Erfolg von Lienhard und Gertrud übertraf alle Erwartungen Pestalozzis und seiner Freunde und entfernte sogar auf eine geraume Weile die Nahrungssorge von seinem Hause.

Merkwürdig war es, wie nach beiden Seiten hin die Bedeutung des Buches und die Gründe seiner Macht über die Herzen der Leser gerade von den Nächstbetheiligten verkannt wurden. Viele von seinen Freunden hätten nun gern aus unserem Freunde einen deutschen Lafontaine gemacht. Er selbst aber sah sich zum Publicisten berufen und versuchte sich in Arbeiten, welche gerade diejenigen Partien seines Volksbuches, die wir heute für die schwächsten halten, weiter ausführen sollten. In dieser Richtung ist sein „Schweizer Blatt" geschrieben; ferner „Christoph und Else" und die Abhandlung über Gesetzgebung und Kindermord. Christoph und Else sollte in Jedermanns Hand kommen und den Landmann über die eigentlichen Absichten von Lienhard und Gertrud aufklären.

Trotz einzelner mächtig ergreifender Stellen steht dies Buch weit hinter seinen Vorgängen zurück, und in die Hände des Volkes ist es niemals gekommen. Pestalozzi selbst gesteht, daß es nicht einmal in seinem Heimathsdorfe Leser gefunden habe. Ein interessantes Werkchen aus den 18 Jahren der Ruhe waren die „Figuren „zu meinem Abc-Buche oder zu den Anfangsgründen mei„nes Denkens", jetzt unter dem Titel „Fabeln" neu aufgelegt. Es weht aber auch durch dieses Buch kein Dichtergeist, und das warme Herz des volksfreundlichen Verfassers tritt hinter der Schärfe seines richtenden Verstandes in den tiefen Hintergrund. Ich habe das ganze Buch durchblättert, um zu suchen, ob ich Ihnen nicht ein kleines Bouquet darbieten könnte; aber ich habe wenig gefunden. Witzig freilich ist Manches; so die Fabel von der Henne: „Fresse ich dich," sagte der Fuchs zur Henne, „so bin ich morgen wieder nüchtern; lasse ich dich leben, so legst du mir täglich ein Ei." Er raufte ihr nur das Gefieder aus den Flügeln und zeichnete sie ein wenig mit einem Biß am Beine. Dann ließ er sie leben und fütterte sie reichlich. Natürlich war ihr dabei nicht wohl; sie legte wenig Eier und brütete keine Jungen aus, und nun verlangte der Esel von ihr, sie sollte dem Fuchse dankbar sein. Der Verfasser bemerkt: „Ein Esel ist ganz sicher kein guter Richter über die Dankbarkeit, die eine Henne dem Fuchs, der sie in der Gefangenschaft füttert, schuldig ist."

Das letzte Buch endlich, welches Pestalozzi damals ausarbeitete, „die Nachforschungen über den Gang der „Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechtes", ist das Erzeugniß dreijähriger mühseliger Arbeit. Es ist von Rousseau'schen und anderen fremden Ideen beeinflußt

und von seinem Verfasser selbst als ein Zeugniß seiner innern Unbehülflichkeit beschrieben.

So geht denn auch diese zweite Periode in Pestalozzi's Leben trotz ihres glänzenden Anfanges traurig aus, und um so trauriger, je bitterer die Noth war.

Da trat die Revolution als seine Erlöserin ein. Sie erhob seinen Freund Le Grand zu einem Theilnehmer an der höchsten Staatsgewalt in der Schweiz und dieser trug Pestalozzi einträgliche Stellen an. Er wiederholte sein Gelübde: „Ich will Schulmeister werden!" und ward darauf hin zum Direktor eines im Aargau zu errichtenden Seminars erwählt. Aber Gott, der Herr, hatte ihm eine andere Wirksamkeit ausersehen.

Am 9. September 1798 wurde Stanz, der Hauptort im Kanton Unterwalden, nahe am Vierwaldstädter See, den Ihnen Schiller's Dichtung lieb gemacht hat, von französischen Regimentern verwüstet. Es brach ein namenloses Elend über den unglücklichen Ort ein, und die schweizerische Regierung sah sich verbunden, eine außerordentliche Hülfe eintreten zu lassen. Sie wählte zu deren Vermittelung, nach Blochmann's Wort, ihre beiden großen Heinriche: Heinrich Zschocke und Heinrich Pestalozzi. Der erstere sollte die öffentlichen Angelegenheiten neu ordnen, der andere die verlassenen Kinder sammeln.

Pestalozzi selbst bezeichnet seinen Gang nach Stanz als einen ungeheueren Griff, welchen ein Sehender nie gewagt haben würde; er wäre zum Glück blind gewesen, und darum hätte er, nicht wissend, was er that, zu unternehmen versucht, was er gewollt.

Pestalozzi in Stanz, das ist, meine hochgeehrte Versammlung, eins der schönsten Bilder, auf welche der Nationalstolz des Deutschen hinweisen kann. Ueber alle

Vorstellung dürftig ist die äußere Erscheinung; Pestalozzi selbst war von den Leuten so gering geachtet, daß der edle Zschocke, der als ein vornehmer Mann angesehen ward, sich veranlaßt fühlte, Arm in Arm mit ihm durch die Straßen zu gehen, ihm auch wohl vor den Augen der Leute kleine Dienste zu leisten, um ihm dadurch größere Achtung zu verschaffen.

Die Aeußerlichkeiten des Klosters der Ursulerinnen, in welchem die Waisenkinder Aufnahme finden sollten, waren für diesen Zweck ungeeignet; nur wenige Zimmer waren bewohnbar; aber auch diese wenigen boten keinen Schutz gegen Wind und Wetter. Der Dunstkreis war ungesund; und nun in diesem engen Raume eine Menge von Kindern, mit widerlichen Hautkrankheiten behaftet, die ich vor Ihnen nicht nennen darf, unrein, ungesund, schwächlich, die Einen sittlich verdorben, die Andern geistig niedergedrückt, keins an Arbeit, Zucht und Ordnung gewöhnt.

Kräftiger als hier haben sich der Glaube und die Liebe des Menschen zum Menschen wohl selten offenbart. Der Lehrer, ein Mann von 52 Jahren, in all' seiner Arbeit nur von einer alten Haushälterin unterstützt, ist seinen Kindern Alles, Vater und Versorger, Pfleger und Wärter, Arzt und Erzieher; er theilt ihr Lager, er trinkt mit ihnen aus einem Glase und ißt mit ihnen von derselben Schüssel; mit aller Gewalt der Liebe zieht er sie an sich und hat die schönsten Erfolge. Die einfache aber reinlich bereitete Speise, es war meist Hafergrütze, schuf den Kindern bald genug rothe Backen und neue Frische; aber auch die Eisrinde, die sich um ihre Gemüther gelegt hatte, schmolz vor der warmen Sonne seiner Liebe. Wenn Pestalozzi, der, beiläufig gesagt, auch durch die ganze Zeit seines Schullebens das Schlagen wohl verstanden

und fleißig geübt hat, die ihn zärtlich umgebenden Kinder auf den Widerspruch zwischen den Liebkosungen gegen ihn und ihren Unarten hinwies, so verfehlte er selten seine Wirkung.

Als der Fortgang der kriegerischen Ereignisse auch Altdorf heimsuchte, die Stadt des Walther Fürst im Kanton Uri, erzählte Pestalozzi den Kindern von dem Unglück, welches dort viele Kinder so elend gemacht hatte, wie sie vordem gewesen wären, und Alle waren einig in dem Andringen, er möge doch die elenden zu ihnen bringen. Dann müßt ihr aber mit ihnen theilen, sagte er, dann habt ihr kleinere Schnitten und halb leere Teller mit Suppe. Die Kleinen aber blieben fest in ihrem Erbieten.

In Stanz versuchte Pestalozzi zum ersten Mal den Unterricht nach denjenigen Grundsätzen zu gestalten, die er durch jahrelanges Nachdenken als die richtigen erkannt hatte, und bediente sich dabei auch des wechselseitigen Unterrichtes, welcher einige Jahrzehnte später von England aus als eine nagelneue Entdeckung bei uns importirt wurde. Sie kennen wohl das Bild, auf dem uns Pestalozzi in Stanz gezeigt wird. Die Knaben sitzen am Boden, weil Tische und Bänke fehlen. Je drei bilden eine Gruppe, der älteste in der Mitte hat seine beiden Arme um die andern geschlungen, welche er unterweist. Leider sollte dieses Glück nur von kurzem Bestande sein; einmal schon waren die Kinder geflüchtet, als sich das Gerücht verbreitete, die Franzosen zögen in die Stadt. Damals konnte sie Zschocke freundlich in's Kloster zurückführen; aber sehr kurze Zeit darnach ward es ernst. Am 8. Juni 1799 entließ Pestalozzi seine Pfleglinge, weil die Oesterreicher Stanz eingenommen hatten. Diesmal befanden sich alle Dinge in der besten Ordnung.

Die Kinder erhielten eine kleine Ausstattung auf den Weg, das übrige Inventarium wurde nach Luzern geschafft, und Pestalozzi stellte sogar der Regierung noch einige tausend Francs als ersparten Kassenbestand zur Verfügung. Gleichwohl fehlte es auch diesmal nicht an Stimmen, welche ihn für das Unglück des Landes verantwortlich machen wollten. Uebrigens waren seine Körperkräfte erschöpft, und er bedurfte dringend einer kurzen Erholung, die er auf dem Gurnigel suchte und fand. Nach derselben begab er sich auf den Rath einiger Freunde nach Burgdorf im Kanton Bern.

Anfangs übte er daselbst eine Thätigkeit, in der nur ein Mann von seiner Demuth auszudauern vermochte; er war der Unterlehrer eines ungebildeten und niedrig denkenden Vorstadt-Schullehrers, darauf angewiesen, in demselben Zimmer mit diesem Manne zu unterrichten. Der aber fand in Pestalozzi's Erfolgen eine Veranlassung, allerlei üble Gerüchte über ihn in Cours zu setzen; dieselben hatten zum Glück nur den Erfolg, daß die Aufsichtsbehörden dem bedrängten Mann die wenigstens etwas selbstständigere Stellung eines Lehrers an der Lehrgotten-Schule übertrugen.

Unter einer Lehrgotte wollen Sie Sich etwa das denken, was wir eine Schultante nennen würden: eine Dame, welche, eben nicht nach den strengsten Regeln, kleine Kinder unterweist.

Auch in dieser Stellnng verharrte Pestalozzi nicht lange; schon im Jahre 1800 errichtete er in Burgdorf seine erste Privatschule.

Wenn Pestalozzi in Neuhof die Blüthe seiner schriftstellerischen Wirksamkeit hatte, wenn er in Stanz auf der größten Höhe stand und in dem seligsten Frieden, den er sich jemals errungen hat, wirkte, so hat er in

Burgdorf den Grund zu den Arbeiten gelegt, die ihm einen bleibenden Einfluß auf die Erziehung und den Unterricht in seinem Vaterlande gesichert haben. Dazu war es nöthig, daß er mit einigen gleichstrebenden Männern in Verbindung trat, die sich ihm unterordneten, und dabei doch so viel Selbstständigkeit hatten, um die Lücken seiner Begabung und seiner Bildung ergänzen zu können. Den Reigen derselben eröffnet Hermann Krüsi, der Sohn eines Handelsmanns aus Geiß im Kanton Apenzell. Er war früher Tagelöhner und von seinem 18. Jahre an, bei sehr dürftiger Vorbildung, ein treuer und fleißiger Schullehrer zu Geiß gewesen. Als nun die Drangsale des Krieges den Westen des Schweizerlandes ebenfalls heimsuchten, lud ein Bürger Burgdorfs, Fischer, seinen Freund, Pfarrer Steinmüller in Geiß, ein, ihm eine Zahl armer Kinder zu übersenden; zu deren Führung wurde der damals 24jährige Krüsi ausersehen. Kaum aber hatte sich derselbe ein wenig in seiner neuen Heimath eingerichtet, als ihm sein Wohlthäter plötzlich starb, und er nun mit seinen 26 Kindern von Mitteln entblößt, hülflos in der fremden Stadt allein stand. Da machte ihm Pestalozzi das Erbieten, sich mit ihm zur Errichtung einer gemeinsamen Privatlehranstalt zu verbinden, und die Helvetische Regierung überließ ihnen dazu das leerstehende Schloß von Burgdorf.

Jeder brachte ein gutes Theil von armen Kindern als sein Anlage-Kapital in das gemeinsame Geschäft, doch versteht es sich von selbst, daß Schulgeldzahler gern gesehen waren und sich auch reichlich fanden. Einer von den armen Knaben ist schon sehr zeitig aus einem Schüler ein treuer Werkgenosse Pestalozzi's geworden: Johannes Ramsauer aus Herisau in Appenzell, damals 12 Jahre alt. Ihm gebührt unter allen denen, welche

um Pestalozzi gestanden haben, der beste Kranz. In frommer Selbstlosigkeit hat er dem Greise bei Tag und Nacht gedient, er hat bis 12 Uhr Abends an seinem Bett gesessen und um 2 Uhr schon wieder bereit gestanden, um seine Diktate niederzuschreiben, in denen sich der rasch sprechende, in seiner Satzbildung fortwährend Ueberstürzende unaufhörlich verbesserte. Er hat auch sonst sich in die Launen des Meisters gefügt und an die Ausführung seiner großartigen Ideen Hand angelegt. Endlich hat er uns in der kurzen Skizze seines pädagogischen Lebens das treueste Bild von Pestalozzi's Anstalten gezeichnet.

Während Krüsi und Ramsauer und mit ihnen die durch den ersteren herangezogenen Lehrer Buß und Tobler mehr mit treuer Sorgfalt das ausführten, was Pestalozzi sann, erlangten zwei andere Männer einen bedeutenderen Einfluß auf ihn, einen Einfluß, der ihn nach zwei Seiten hin untreu gegen sich selbst macht. Diese beiden sind Joseph Schmid und Johann Niederer. Joseph Schmid war, als er zu Pestalozzi kam, ein 14jähriger Hirtenknabe; er stammte aus den Vorarlbergschen Alpen. Seine besondere Gabe beruhte in einer großen Verständigkeit und Klarheit, in einer leichten, fast genialen Auffassung der mathematischen Wissenschaften und einem großen Lehrgeschick.

Wenn wir hören, daß Kaufleute in die Anstalt zu Burgdorf gekommen sind und den Schülern Aufgaben zur Lösung gestellt, dann aber nicht vermocht haben, mit dem Stift so rasch zu rechnen, wie die Kinder im Kopfe, und daß dieselben mit dem Vorsatz weggegangen sind, Kinder und Neffen zu Pestalozzi schicken, so wissen wir, daß wir es mit einem Erfolge Schmid's zu thun haben. Dazu zeichnete diesen Mann noch eine praktische Tüchtig-

keit aus, die von allen Mitgliedern des Instituts fast nur er besaß, und die ihn allmählich unentbehrlich, aber auch, daß ich dies hier gleich voraussage, unerträglich hochmüthig gemacht hat.

Johannes Niederer war Prediger im Rheinthal gewesen und hatte sein Amt niedergelegt, um in Pestalozzi's Arbeitsgemeinschaft zu treten. Er brachte ihm ein feuriges Gemüth, einen spekulativen Geist und eine reiche Gelehrsamkeit mit. Ging das Bemühen Schmid's, des jüngeren Mannes, wesentlich darauf, Pestalozzi's Gedanken bis in das einzelne hinaus auszuführen, so war Niederer vielmehr darauf bedacht, ihrem inneren Grunde nachzuspüren und ihren innersten Zusammenhang aufzudecken.

Was Pestalozzi selbst gewollt hat, faßt sich in die zwei Worte: „Anschauung und Elementarbildung." Er selbst spricht das an einer Stelle seines berühmten Buches: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", aus:

„Mensch! Ahme es nach, dieses Thun der hohen Na„tur, die aus dem Kern auch des größten Baumes zuerst „nur einen unmerklichen Keim treibt, aber dann durch eben „so unmerkliche, als täglich und stündlich fließende Zusätze „zuerst die Grundlage des Stammes, dann diejenige der „Hauptäste, und endlich diejenige der Nebenäste bis an das „äußerste Reis, an dem das vergängliche Laub hängt, ent„faltet. Faß' es in's Auge, dieses Thun der hohen Natur, „wie sie jeden einzeln gebildeten Theil pfleget und schützet „und jeden neuen an das gesicherte Leben des alten an„schließet. Faß' es in's Auge, wie sich ihre glänzende „Blüthe aus tief gebildeten Knospen entfaltet, wie sie dann „den blumenreichen Glanz ihres ersten Lebens schnell ver„liert, und als schwache, aber im ganzen Umfang ihres „Wesens vollständig gebildete Frucht jeden Tag immer

„etwas, aber etwas Wirkliches zu dem, was sie schon ist, „hinzusetzt, und so Monate lang still wachsend am näh„renden Ast hängt, bis sie vollends gereift und in allen „ihren Theilen vollendet vom Baum fällt."

„Faß' es in's Aug', wie die Mutter Natur schon bei „dem Entfalten der ersten emporsteigenden Sprossen auch „den Keim der Wurzel entfaltet, und des Baumes edelsten „Theil tief in den Schooß der Erde vergräbt, wie sie hin„wieder den unbeweglichen Stamm tief aus dem Wesen „der Wurzel, die Hauptäste tief aus dem Wesen des „Stammes, und die Nebenäste tief aus dem Wesen der „Hauptäste herausbildet und allen, auch den schwächsten, „äußersten Theilen genugsam, aber keinem, keinem einzigen „unnütze, unverhältnißmäßige und überflüssige Kraft giebt."

„Der Mechanismus der sinnlichen Menschennatur ist „in seinem Wesen den nehmlichen Gesetzen unterworfen, „durch welche die physische Natur allgemein ihre Kräfte „entfaltet. Nach diesen Gesetzen soll aller Unterricht das „Wesentlichste seines Erkenntnißfaches unerschütterlich tief „in das Wesen des menschlichen Geistes eingraben, dann „das weniger Wesentliche nur allmählich, aber mit ununter„brochener Kraft an das Wesentliche anketten, und alle „ihre Theile, bis an das Aeußerste ihres Faches, in einem „lebendigen, aber verhältnißmäßigen Zusammenhang mit „demselben erhalten."

Sie ersehen hieraus, daß er sich die Aufgabe gestellt hatte, jeden einzelnen Unterrichtszweig der Willkür, mit der er bis dahin betrieben wurde, zu entreißen und ihn in einer bestimmten logischen Folge vor die Sinne seiner Schüler zu stellen. Wie Rousseau in seiner Kritik des bisherigen Unterrichtswesens dessen geisttödtenden Formatismus und Schematismus in seiner ganzen Schwäche aufdeckt, so richtet sich auch Pestalozzi wider jene Feinde

des kindlichen Frohsinns, welche den jungen Geist mit einer Masse todten Stoffes erdrücken wollen. Zugleich aber kämpft er gegen diejenigen, welche nach neuer, sogenannt sokratischer Weise aus dem Kinde herausholen wollen, was Niemand in dasselbe hineingelegt hat.

Wie Rousseau mahnt er den Lehrer, dem Kinde Anschauungen zu geben, es seine Sinne brauchen zu lehren und es sprechen zu lassen. Mit feinerem Takte als jener, mit besserem Verständnisse des Unterrichtes weist er auf die Wege hin, auf denen solches zu erreichen sei, und findet sie allemal in dem Lehrgegenstand selbst dargeboten. Im weiteren Verlaufe seines Arbeitens aber kommt er auf eine merkwürdige Verirrung, indem er nach einer Lehrform sucht, deren sich jeder Lehrer bei jedem Kinde mit Erfolg bedienen könne. Er selbst erzählt, daß er, als ihm einst der Rath Glayre gesagt: „Sie wollen „also den Unterricht mechanisiren", freudig ausgerufen habe: „genau das ist es, wonach ich strebe;" und Niederer hatte es sich zur Aufgabe gestellt, eine Didaktik oder Unterrichtslehre zu begründen, welche für den menschlichen Geist gleich zwingende Gewalt habe, wie die Logik.

In solchem Bemühen versuchte nun Pestalozzi das ganze Gebiet des Unterrichtes auf die Dreiheit von Form, Maß und Sprache zurückzuführen;*) ein Unternehmen, welches schon darum nicht gelingen konnte, weil diese Dinge keine Nothwendigkeit in unserem Geiste haben und weil im Grunde genommen Form und Maß nicht zwei Dinge sind. Die Form ist ja doch nur der Ausdruck für das gegenseitige Verhältniß der Maße. Es

*) Wollen wir allen Unterricht auf die drei Faktoren zurückführen, welche der von Gott bestimmten Anlage im Menschen entsprechen, so haben wir dieselben in der Religion, in der Sprache und Anschauung von den sinnlich wahrnehmbaren Dingen zu erkennen.

mußten also bei diesem Verfahren in den Unterricht Pestalozzi's eine Reihe von Unzuträglichkeiten und Widersprüchen kommen, welche wir aus Ramsauer's berühmten Schilderungen kennen.

Pestalozzi ließ seine Kinder an der Wand die Löcher der Tapete und die durch dieselben gebildeten Figuren sehen und hielt darüber folgende Sprechübung. Sie gestatten mir doch, daß ich dies eine Beispiel Ihnen mittheile:

Buben, was seht ihr?
Antwort: Ein Loch in der Wand.
Ein Schranz (Riß) in der Wand.
Pestalozzi: Gut, sprecht mir nach:
Ich sehe ein Loch in der Tapete.
Ich sehe ein langes Loch in der Tapete.
Hinter dem Loch sehe ich die Mauer.
Hinter dem langen, schmalen Loch sehe ich die Mauer.
Pestalozzi: Sprecht mir nach:
Ich sehe Figuren an der Tapete.
Ich sehe schwarze Figuren an der Tapete.
Ich sehe runde, schwarze Figuren an der Tapete.

Das ist allerdings schwach, aber es ist der erste Schritt auf einem Wege, der zu gar freundlichen Resultaten geführt hat. Fragen Sie nur Ihre eignen Kinder, wie gern sie sich vor die Bildertafeln führen lassen, die wir jetzt in jeder Dorfschule finden. Aber Pestalozzi ging weiter; er stellte Sprechübungen an, denen jeder Sinn fehlte, und welche obenein durch sein unverständliches, rasches Reden ganz bedeutungslos wurden. Ich meine jene Reihen mühsam zusammengestellter Dinge aus der Naturgeschichte etwa und aus der Geographie, mit

welchen er die Kinder quälte. Was sagen Sie wohl dazu, daß er unter den Schülern hin- und herschreitend ihnen die Namen aller Ordnungen der Säugethiere, Fische und Amphibien vorsprach und von ihnen nachsagen ließ? Wie's großen Geistern häufig geht, daß sie gerade da ihre Kraft suchen, wo ihre Schwäche liegt, so stellte Pestalozzi diese Reihen als so wichtig dar, daß er sich zu dem Ausspruch verleiten ließ: man dürfe die Kinder nicht in den Wald führen, denn da ständen die Bäume nicht in der rechten Ordnung.

Würden daher Einzelne aus Ihrem Kreise Sich durch meinen Vortrag veranlaßt fühlen, die Lehrbücher und Lernbücher, welche Pestalozzi von 1800 bis 1805 hat ausgehen lassen, in die Hand zu nehmen, so würden Sie namentlich in: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", eine reiche Fülle von Goldkörnern treffen, aber im Ganzen würden Sie Ihre Erwartungen getäuscht finden und eine seiner Schriften würden Sie unwillig aus der Hand legen; das ist „das Buch der Mütter." In diesem Büchlein ist Pestalozzi's Normalmethode bis in ihr äußerstes System verfolgt; es ist der Versuch gemacht, jeder noch so unwissenden Mutter die Anleitung zur Unterweisung ihrer Kinder vom ersten Lebenshauche an zu geben. Unter Anderem weist er die Mutter an, wie sie ihr Kind zum Sprechen bringen soll, und lehrt sie, mit der Besprechung von des Kindes eigenem Leibe zu beginnen. Aber nicht so, wie die hier anwesenden Mütter es auch wohl thun, daß sie das Kind seine Hand und seinen Fuß und seine Nase und seine Augen zeigen lassen, sondern die Mutter soll die feinsten Details geben; sie soll das Kind die Lage jedes Knöchelchens kennen lehren.

Pestalozzi selbst und seine Schüler haben das Schiefe dieses Buches bald erkannt und ernstlich danach ge-

sucht, wie wohl ein Buch der Mütter wirklich nach Pestalozzi's Geiste gearbeitet werden könne. Ich denke, meine hochverehrte Versammlung, ein solches Buch ist da, und lange, lange vor Pestalozzi dagewesen. Kennen Sie nicht alle den Freund aus Kindestagen, den braunen Folianten, den der fromme Dichter segnet?

Ihn, dessen Bildergaben
Den Schauenden ergötzten,
Den spielvergeß'nen Knaben
In's Morgenland versetzten.

Noch Jahrzehnte später ruft sich der ernste Mann die Erinnerung an die seligen Stunden wach, die er vor diesem Buche der Mütter durchlebt hat.

Mir ist, als lägst du prangend
Auf jenem Stuhle wieder,
Als beugt ich mich verlangend
Zu deinen Blättern nieder;
Als trät ich, wie vor Zeiten,
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir möge deuten
Jedweden Bildes Sinn;
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder;
Als blickte sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O, versuchen Sie es nur, legen Sie, wofern Sie es irgend können, eine Bilderbibel auf Ihren Schoß und sammeln Sie Ihre Kleinen um dieselbe. Sie werden nicht nöthig haben, weiter nach der bessern Einrichtung eines Buches der Mütter zu fragen.

Doch zurück zu Pestalozzi. Ihm war in Burgdorf wohl geworden, seine Anstalt blühte auf; Verbindungen, wie diejenige mit dem späteren preußischen Regierungsrath

v. Türk, dessen Begeisterung für das Menschenwohl hinter derjenigen Pestalozzi's nicht zurückstand, brachten eine neue Frische in seine Unternehmungen; auch die Staats-Regierung erwies sich denselben geneigt und ließ sich eben an, das Institut zu einem öffentlichen zu erheben und den Lehrern Gehälter auszusetzen, als sie im Verlauf der noch fortdauernden Unruhen gestürzt wurde. Die neue Verwaltung bestimmte das Schloß zur Dienstwohnung des Amtmanns, und Pestalozzi ward genöthigt, sich eine neue Heimath zu gründen. Der sanguinische Mann kam auf den wunderlichen Einfall, sich an den ersten Konsul zu wenden. Napoleon antwortete ihm, er habe keine Zeit, sich um die Lehrer des Abc zu kümmern. Er hatte Recht, denn er stand eben im Begriff, sich die Kaiserkrone aufzusetzen.

Der Einladung eines jungen Freundes, des Herrn von Fellenberg in Hofwyl, nicht weit von Burgdorf, folgend, verlegte Pestalozzi seine Anstalt zuerst nach Münchenbuchsee; indessen kam es zu keiner Vereinigung; er ließ einen Theil der Seinigen in der neuen Heimath zurück, wandte sich selbst aber nach Ifferten oder Yverdun, im Waadtlande, wo ihm das große Schloß zur Verfügung gestellt ward. Nach wenigen Monaten rief er die Zurückgelassenen nach und setzte nun das unterbrochene Werk mit frischem Eifer und mit unerhörtem Erfolge fort.

Es geht merkwürdig in der Welt zu. Wahrscheinlich sind unter Pestalozzi's Führung die Erziehung und der Unterricht nirgends in unvollkommnerer Gestalt ausgeführt worden, als zu Ifferten; wenigstens geben die verschiedenen Berichte über die dasige Anstalt dieser Vermuthung Raum, und es läßt sich auch eine Reihe von Momenten aufzählen, welche dem Gedeihen des Institutes hinderlich sein mußten. Pestalozzi selbst war bekanntlich in der Hand-

habung aller äußerlichen Angelegenheiten ungeschickt und nachlässig. Es erstreckte sich das bis auf seine eigene äußere Erscheinung, gegen die er in so hohem Grade gleichgültig war, daß er oft den höchstgestellten Personen mit wirrem Haar oder herabgefallenen Strümpfen entgegentrat. Als er sich anschickte, den König von Holland zu begrüßen, mußte ihn sein Hülfslehrer Blochmann noch auf der Treppe bei Seite führen, um sein Pedal in Ordnung zu bringen.

Nun hatte das alte Schloß von Iffertен allerdings große, weite Räume, aus denen ein umsichtiger Mann wohl etwas zu schaffen vermocht haben würde. So wie sie waren, waren sie aber nicht wohnlich, und Pestalozzi hatte eben nicht mehr als die Unterrichtsräume einrichten lassen. In diesen Lehrzimmern hielten sich Lehrer und Schüler in ihren lehr- und lernfreien Stunden auf, wenn sie nicht vorzogen, sich, wie Blochmann und Raumer gethan haben, in einem der vier Thürme ein Stübchen zurecht zu zimmern. Es ist buchstäblich wahr, daß sich in dem Lehrinstitut des Mannes, der die Erneuerung der Gesellschaft von der Wohnstube aus zu seiner Lebensaufgabe gestellt hatte, kein Wohnzimmer fand, wenn Sie nicht etwa dasjenige rechnen wollen, in welchem die alte Frau Pestalozzi selbst waltete und eine freundliche, liebenswürdige Wirthin machte.

Die Bewohner Iffertens gehörten zwei verschiedenen Nationalitäten an; der Unterricht mußte also in zweierlei Sprachen ertheilt werden. Auch als Lehrer arbeiteten Deutsche, Schweizer und Franzosen mehr neben- als miteinander; zu dem fand in dem Kollegio ein beständiges Kommen und Gehen statt.

Das sind, wie Sie begreifen mögen, Uebelstände in großer Menge, und trotzdem war jetzt gerade die Zeit gekom-

men, wo Pestalozzi ernten sollte. Er hatte den Glanzpunkt seines Lebens erreicht, und sein Haus genoß europäischen Rufes. Sie strömten herbei, die Pilger Europas. Fürsten und hohe Staatsdiener kamen, um den Mann und sein Werk kennen zu lernen. Kein Reisender, welcher die Schweiz berührte, ging seinem Hause vorüber. Seine 193 Zöglinge waren ihm bis von Nord-Amerika her und aus allen christlichen Staaten Europas zusammengekommen. Wackere, junge Gelehrte, ergriffen von demselben Geiste, in dem Pestalozzi arbeitete, und geführt von dem Worte des Philosophen Fichte, der in seinen Reden an die deutsche Nation Ifferten als die Stätte pries, von der aus neues Leben sich in die Adern des deutschen Volkes ergießen sollte, kamen aus eignem Antriebe oder von ihren Regierungen gesendet, um Pestalozzi's Schüler zu werden. Lassen Sie Sich nur wenige Namen nennen. Voran geht Karl Ritter, der Schöpfer der Erdkunde als Wissenschaft, und neben ihm steh'n zwei andere Geographen, die nicht vergebens gelebt haben: Theodor Schacht, der es so wohl versteht, uns jede einzelne Stätte unserer Erde als den Wohnplatz thätiger Menschen und als den Schauplatz denkwürdiger Geschichte zu beschreiben, und Karl v. Raumer, der Geograph Palästinas, dem es nicht genügt hat, als Geolog die Tiefen der Erde zu durchforschen, sondern der auch in den Schacht des menschlichen Gemüths hinabgestiegen ist und an der Neubelebung der evangelischen Kirche Deutschlands einen lebendigen Antheil genommen hat. Dann Steiner, als Mathematiker bedeutend, und gegen eine neue Richtung mit Muth und Kraft als Greis noch ankämpfend; Nägeli, der Begründer des deutschen Gesang-Unterrichts; und nun die eigentlichen Männer der Erziehung: der feingebildete Blochmann, der fromme Hänel, der ehrwürdige Henning, endlich Stern, Kawerau,

Dreist, Kollmann, Krüger. Einen oder den andern haben wohl Einzelne von Ihnen mit Liebe und Verehrung nennen hören.

Aber während Pestalozzi hätte in Erfolgen schwelgen können und ihm wirklich Freude und Zuversicht wuchsen, da stand das Unglück schon lauernd vor seiner Thüre. Im Dezember 1815 starb ihm sein Weib, die treue Genossin all' seiner Leiden und die opferwillige Förderin seines Werkes. Ihr Begräbniß war feierlich und schön. Ihr Sarg, so erzählt ein Augenzeuge, ward in den Betsaal getragen. Dort waren alle Glieder des Hauses vereint und einige Strophen eines Sterbeliedes bereits gesungen, als der erschütterte Greis eintrat, dem Sarge der treuen Gattin nahte und, nachdem der Gesang schwieg, vor ihr und gleichsam mit ihr, als ob sie noch lebte, in tief ergreifendem Gespräche die Bilder ihres gemeinsamen, vielgeprüften Lebens vom ersten Augenblicke, da sie sich gesehen und erkannt, durch alle Zeiten der Drangsale und Kämpfe hindurch bis zu dieser schmerzensvollen Stunde in erschütterten Zügen vorführte. Und als er zu jenen Tagen kam, von denen er sprach: „Wir waren von allen „geflohen und verspottet, Krankheit und Armuth beugte uns „nieder, und wir aßen unser trockenes Brod mit Thränen," da fragte er die entseelt im Sarge Liegende: „Was gab „dir und mir in jenen schweren Tagen Kraft, auszudauern „und unser Vertrauen nicht wegzuwerfen?" Und er ergriff eine in der Nähe liegende Bibel, drückte sie der Todten an die Brust und rief: „Aus dieser Quelle schöpf„test du und ich Muth und Stärke und Frieden!" Bald darauf ward der Sarg geschlossen, und wir folgten ihm voll tiefer Bewegung in Begleitung eines großen Theils der Bewohner Ifferten's zu den zwei schönen Wallnußbäumen im Garten des Schlosses, unter denen die Selige

zu ruhen gewünscht hatte. Als da der Chor der Sänger und Sängerinnen schwieg, sprach Niederer ein erhebendes Gebet, und da der Sarg hinabgelassen ward, und die erste Erde auf ihn fiel, sah ich über Pestalozzi's tiefgefurchtes Antlitz eine heftige, blitzartige Bewegung gehen, wie ich noch nie den Ausdruck der Macht des Vergänglichen auf menschlichem Gesichte erblickt habe. In das Schloß zurückgekehrt, wohnten wir dem Trauergottesdienste bei, in welchem Niederer über die Worte sprach: „So Jemand auch kämpfet, wird er nicht gekrönt, er „kämpfe denn recht;" und Klopstock's Triumphgesang christlicher Hoffnung: „Auferstehn, ja auferstehn," die ernste Feier endete.

Noch an dem Tage des Begräbnisses, am 16. December 1815, brach der langgenährte Haß, den Niederer und Schmid gegen einander trugen, in hellen Flammen aus. Die Beiden, deren innern Gegensatz ich Ihnen schon beschrieben habe, rangen mit einander um die Gewalt über Pestalozzi und damit über das Haus. Einmal war Schmid bereits gewichen, aber seine Abwesenheit hatte sich bei Pestalozzi's eigener Ungewandtheit in der Oekonomie der Anstalt so fühlbar gemacht, daß Niederer selbst auf seine Rückkehr drang und derselben goldne Brücken baute. Aber die Hoffnung, daß der Zurückgerufene Dank zeigen und Frieden halten würde, schlug fehl. Er trat von vornherein als Herr auf, und, Pestalozzi's sicher, waltete er in seinem Auftrage und Namen, gab Gesetze und führte Ordnungen ein, die zu bestimmen der Greis selbst sich niemals gegen seine jungen, zum Theil hochgebildeten Werksgenossen erlaubt haben würde. Dies führte zunächst zu einer Empörung der deutschen Lehrer. Blochmann arbeitete in ihrem Auftrage eine Anklageschrift wider Schmid aus, welche von 16 Lehrern, Un-

terlehrern und Gästen unterzeichnet wurde. Es muß eine herzbrechende Scene gewesen sein, als die Parteien eines Abends miteinander vor Pestalozzi's Bette erschienen und in furchtbarer Erregung Klage wider Klage häuften, während der 70jährige Kreuzträger bald um Frieden flehte, bald sich mit beiden Händen an Schmid klammerte und in ihn drang, daß er ihn doch nicht verlassen möchte. Die deutschen Lehrer verließen Ifferten; bald darauf gingen auch Ramsauer und Krüsi. Nun reizte Schmid Pestalozzi, eine mehr als zweifelhafte Geldforderung gegen Niederer gerichtlich einzuklagen, und zwischen dem Manne, der sein Pfarramt aufgegeben hatte, um in liebender Gemeinschaft mit dem andern zu wirken, und diesem, der Niederer so oft als seinen erstgeborenen Sohn gepriesen hatte, trugen sich Scenen zu, die allen Glauben an den Menschen erschüttern müssen. Der übelsten eine geschah am Pfingsttage 1817. Niederer hatte nach alter Sitte im Betsaal die Hausgemeinde versammelt, um die Kinder einzusegnen; aber statt zu segnen, fluchte er, denn er schüttete in der furchtbarsten Leidenschaftlichkeit die schwersten Beleidigungen über den nichts ahnenden Alten, bis dieser entrüstet aufsprang und dem Prediger zurief: er sei da, um die Anwesenden zu erbauen, nicht um die Feier zu entheiligen und Feindschaft zu erregen. Damit war Niederer's Trennung von Pestalozzi vollzogen. Der alte Mann mühte sich, seinem Herzen Ruhe abzugewinnen. In Bulet auf dem Jura suchte er Kraft für den Leib, der unter den Leiden und Aufregungen zusammenbrechen wollte. Dort entstand sein Gebet um Frieden der Seele, das er in Form einer Apostrophe an den Regenbogen dichtete:

Regenbogen, Regenbogen!
Du verkündest Gottes Wonne.

Schein' auch mir mit deiner Farben
Mildem Glanze, schein' in meinen
Wilden, lebenslangen Sturm!
Künde mir den bessern Morgen,
Künde mir den bessern Tag!

— — — — — — —

Muß ich sterben, eh' mein Friede
Kommt, der Friede, den ich suche?
Ich erkenne meine Schuld,
Ich erkenne meine Schwäche,
Und in Liebe und mit Thränen
Verzeih' ich Allen ihre Schuld.

Wiederholt bot er Niederer die Versöhnung an, bat ihn um einen gemeinschaftlichen Abendmahlsgang, oft in den allerergreifendsten und innerlich wahrsten Worten; aber er mußte sich endlich überzeugen, daß er den Freund auf immer verloren hatte. Schmid suchte nun wohl, so viel er konnte, Pestalozzi zu entschädigen und erwarb sich manches Verdienst um das Gedeihen der Anstalten, auch besorgte er eine Gesammt-Ausgabe von Pestalozzi's Werken, welche nicht weniger als 50,000 Gulden eintrug. Mit diesem Kapital errichtete Pestalozzi das Armenhaus zu Clindy. Er kehrte also zu derjenigen Unternehmung zurück, von der er 50 Jahre früher ausgegangen war. Wieder mußte sie scheitern, weil Pestalozzi nicht gelernt hatte, einmal Nein zu sagen. Er vermochte weder den Anerbietungen von Lehrern zu widerstehen, die ihm ihre Hülfe aufdrängten, noch den Bitten von vermögenden Eltern, welche ihre Kinder zu Clindy aufgenommen haben wollten. So kam es, daß er im Jahre 1825 beide Anstalten auflöste und nach Neuhof zu seinem Enkelsohne ging, um dort zu sterben.

In seinem letzten Lebensjahre erlebte er noch eine

große Freude. Er besuchte das Erziehungshaus seines Freundes Zeller in Beuggen. Die Waisenknaben empfingen ihn mit Gesang und reichten ihm einen Eichenkranz dar. Er hatte die Kraft, ihn mit den Worten: „Nicht mir, sondern der Unschuld gebührt dieser Kranz," abzuweisen. Als nun aber die Kinder sein Lieblingslied, das Göthe'sche Gebet um Frieden, das er den Kindern Lienhards und Getruds in den Mund gelegt hat, anstimmten:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest, —
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

da war er seiner nicht mehr mächtig.

In verschiedenen Schriften, von welchen sein Schwanengesang die merkwürdigste ist, gab er seinen Zeitgenossen den Beweis von der Geistesfrische, die er sich bis an's Ende bewahrt hat, und schied mit der Bitte von seinen Lesern: „Prüfet Alles, behaltet das Gute, und wenn „etwas Besseres in euch selber gereift, so setzet es zu dem, „was ich euch in diesen Bogen in Wahrheit und Liebe zu „geben versuchte, in Wahrheit und Liebe hinzu und werfet „wenigstens das Ganze meiner Lebensbestrebungen nicht „als einen Gegenstand weg, der, schon abgethan, keiner „weitern Prüfung bedürfe. Er ist wahrlich noch nicht ab„gethan und bedarf einer ernsten Prüfung ganz sicher, „und zwar nicht um meiner und meiner Bitte willen."

Endlich unternahm er den Bau eines neuen Armenhauses. Ehe dasselbe vollendet war, starb er am Morgen

des 17. Februars 1827. Seine Leiche ruht bei dem Schulhause zu Birr im Aargau; Schullehrer und Dorfkinder sangen an seinem Grabe.

Ich habe mir nun von diesem Standorte aus Ihre Geduld noch für die Lösung einer dreifachen Aufgabe zu erbitten. Wir haben zum Ersten Pestalozzi seine Stelle in der Geschichte unserer Zeit anzuweisen; wir haben zum Andern den Vergleich zwischen Rousseau und Pestalozzi durchzuführen, und endlich: die Resultate festzustellen, die wir nunmehr für die Schätzung des Idealismus gewonnen haben.

Pestalozzi begann seine Wirksamkeit mit der Gründung der Armen-Anstalt zu Neuhof; fünfzig Jahre später wendet er den ersten Reichthum, der ihm in seinem ganzen Leben zu Theil wird, zur Errichtung der Armenanstalt zu Clindy an. Seine letzte Feierstunde erlebt er in dem Waisenhause zu Beuggen; sein Sarg wird bei der Armenanstalt vorübergetragen, deren Errichtung die letzte Aufgabe seines Lebens war. Da haben Sie den ganzen Mann. Heute würden wir ihn einen Socialisten nennen. Mitleiden mit der Noth seines Volkes, das Verlangen, dieselbe zu lindern, nein: sie durch eine Umgestaltung der Gesellschaft von Innen heraus und von Unten herauf aufzuheben, das ist der Grundton, der aus allen seinen Lebensäußerungen klingt. Was er gedacht, in Wort und Schrift geredet, und was er gethan, ist Alles nur Mittel für diesen Zweck, wenn er auch den Mitteln hier und da eine vorzugsweise eingehende Sorgfalt zugewendet hat. Der Herr, unser Gott, hat einen wunderbaren Segen auf alle seine Werke gelegt; alle seine Fäden sind weiter gesponnen worden.

Pestalozzi hat in bis dahin ungeahnter Weise das

Leben des Volkes zum Gegenstand des Romanes gemacht. Die Dorfgeschichte hat seitdem einen Ehrenplatz in unserer deutschen Nationalliteratur. Sie wollen dabei nicht bloß an Auerbach und Joseph Rank denken, sondern auch an Jeremias Gotthelf und Horn und an die beiden Stöber und weiter hinauf an die Anne-Marie des Clemens Brentano und an den Hofschulzen Immermanns, als an Figuren, die uns so vertraut geworden sind, wie, wenn wir wirklich mit ihnen gelebt hätten. –

Der Neuhof war, wie ich Ihnen sagte, die erste deutsche Rettungsanstalt. Wiederholt hat ihr Begründer seine Landsleute beschworen, die Ursachen ihres Unterganges nicht in seiner Sache, sondern in seiner Person zu suchen; für Erstere sei er des Sieges gewiß. Nun siehe da; er stand noch in den Jahren der Kraft, als Fellenberg zu Hofwyl erst allein, dann in der Gemeinschaft Wehrli's diesen errang. Dann folgte Johannes Falk zu Weimar mit seiner Gesellschaft der Freunde in der Noth. Er gründete dieselbe 1813, als ihm vier Kinder gestorben waren, um verwilderte Kinder zu gesitteten Menschen zu machen. Sein Unternehmen bestand aus einer ganzen Reihe von Instituten, die nach einander entstanden. Nun folgten Zeller in Beuggen, Reinthaler in Erfurt, der Graf von der Recke-Volmerstein in Düsselthal und Türk in Potsdam; Andere zu Aschersleben, Oberdyk und Jena, bis 1833 Herrmann Wichern die Angelegenheit in einer Weise angriff, die sie zu einer gemeinsamen der evangelischen Kirche Deutschlands gemacht hat.

Interessant ist Pestalozzi's Verhältniß zum Unterricht. Sie haben wohl bemerkt, wie die Bemühung um denselben in Neuhof noch völlig zurücktritt, in Stanz sich

der um die Erziehung einfügte, in Burgdorf sich ihr coordinirte und in Ifferten sie völlig zurückdrängte.

Dadurch mag es sich erklären, daß es Zeiten gegeben hat, in welchen man in Pestalozzi weiter nichts als einen großen Schulmeister sah. Auch darf man seinen Einfluß nach dieser Seite hin gewiß nicht unterschätzen. Nicht nur eine neue Gestalt des deutschen Unterrichtes ist durch ihn eingeführt worden, sondern, daß das deutsche Volk sich gewöhnt hat, Erziehungs- und Unterrichtswerk als eine Nationalsache anzusehen, ist sein und seiner Schüler Verdienst. Die Männer, welche der Staatsrath Süvern nach Ifferten sandte, und welche er anwies, nicht etwa methodische Handgriffe dem alten Meister abzulernen, sondern sich an dem heiligen Feuer, das im Busen des Mannes der Kraft und der Liebe glühe, zu erwärmen und sich ihre pädagogische Weihe zu holen, haben in diesem Geiste gelernt und gelehrt. Durch sie ist der Segen der von Ifferten ausging, über den ganzen preußischen Staat verbreitet worden bis in unser Departement und in unsere Stadt hinein.*)

Ueberall wurden neue Schulen errichtet, alte verbessert. Allerdings fehlte es dabei nicht an Schattenseiten. Viele haben die Form für die Sache genommen und dem Meister in kindischer Nachahmungssucht das Räuspern und Spucken abgelauscht, ohne jemals von seinem Geiste berührt zu werden; andere, vielleicht müßte ich sagen alle, haben eine Schulmeister-Seligkeit gefördert, die vielen zum Verderben geworden ist. Lehren und Lernen ward nicht mehr als ein Mittel zur Bildung angesehen, sondern es

*) Der Geheime Regierungsrath Runge, von 1827 bis 1865 Regierungs-Schulrath in Bromberg, ist einer jener Männer.

war eben die Seligkeit selbst. Zeller in Königsberg ließ auf dem Seminar zu Karalene die Kinder ein Liedchen singen, in welchem die hochselige Königin Louise als Rechenlehrerin der Engelein figurirt. Der kaum vom Seminar entlassene junge Lehrer ward ein pädagogischer Pfadfinder und entzog Jedem seine Achtung, welcher den Schriftsteller und den Reformator in ihm verkannte. Seminar-Direktoren und Schulräthe nährten diesen Geist. Ein ernster, frommer Mann, wie der eben heimgegangene Harnisch, belobte unter Namennennung in öffentlichen Blättern jeden Schulgehülfen, der sich der neuen Methoden bediente. Er ließ die Briefe, in denen ihm seine Schüler ihre pädagogischen Heldenthaten rühmten, abdrucken. Das Alles hat böse Frucht getragen; aber der gesunde Sinn unsres Volkes und der gewissenhafte Ernst unserer Behörden haben uns über diese Verirrungen hinweggeholfen, und wir dürfen heute rückhaltslos rühmen: Pestalozzi ist ein Wohlthäter unserer Schule, und es findet sich hier in dieser großen Versammlung auch nicht eine Seele, die ihm Nichts zu danken hätte.

Aber was hat er nun mit Rousseau gemein? Vieles gewiß. Beide Männer gehören dem schweizerischen Volksstamm durch ihre Geburt an, durch ihre Sprache aber je einem der beiden großen Nachbarländer der Schweiz an und erlangen eine mächtige Gewalt über dieses. Beide haben keinen regelmäßigen Studiengang durchgemacht und zeigen daher in ihrem Wissen und Können Lücken und Unvollkommenheiten, die um so mehr überraschen, als sie mit einer sonst reichen Geistesbildung contrastiren. Beide ersetzen durch Belesenheit eigentliche Originalität.

Rousseau ist als Pädagog ein Nachfolger von Rabelais und von Locke, als Socialist von Montaigne, als Politiker von Hobbes und Locke. Pestalozzi ist

im Grunde doch ein Schüler Rousseau's; aber Beide überbieten ihre Lehrer an Consequenz, Kühnheit und Tiefe des Gedankens. Auch das haben sie gemein, daß sie für das praktische Leben unbrauchbar waren, daß ihnen die bittersten Leiden und die grausamsten Enttäuschungen doch keine Erfahrung eintrugen, und was damit zusammenhängt, daß sie es nicht verstanden, mit Menschen umzugehen. Sie ließen sich immer wieder täuschen, und dabei kannten sie den Pulsschlag des Menschen, seine eigentliche Natur so genau, wie wenig andere. Kaum ist sonst wo die Sünde so deutlich beschrieben, als in ihren Werken, und kaum hat sie Jemand so wenig als Faktor in seine Berechnungen aufgenommen, als wieder sie. Sie waren eben Optimisten und Idealisten und — darin liegt nun das Wesentliche ihrer nahen Verwandtschaft — bestrebt, ihre socialen Ideale auf dem Wege der Erziehung durchzuführen.

Aber auch die Unterschiede sind groß. Rousseau gehört zu den unglücklichsten, Pestalozzi zu den glücklichsten Menschen, die je gelebt haben. Von allen Seiten ward letzterem Förderung; denken Sie an die Babeli seiner Kinderstube, an Bluntschli, Schultheß, Iselin, Le Grand, Zschokke, Fellenberg, Zeller. Rousseau hatte keinen Freund. Das wichtigste Moment für das Glück und das Unglück der beiden lag in ihren Temperamenten. Der Geist des Franzosen war düster, der des Deutschen heiter angelegt. Wie sanguinisch Pestalozzi war, und welche Aufopferungskraft ihm sein Sanguinismus eintrug, mögen Sie Sich kaum vorstellen. Seine Freunde haben schwer darunter gelitten. In jedem Fremden, der im rothen Haus zu Ifferten einkehrte, sah er einen Reformator, einen künftigen Wohlthäter der Menschheit.

Da der alte Fürst Esterhazy dort ankam und sich pflichtschuldigst Pestalozzi als die Berühmtheit des Ortes ansah, schleppte er Ramsauer mit seinen Heften und 12 Knaben in das Gasthaus und mahnte ihn unterweges: „Spanne nun alle Segel auf, der Fürst hat un„geheure Besitzungen in Ungarn und in Galizien, er wird „Leibeigene frei geben und Schulen gründen." Er war so eifrig bei der Sache, daß er es nicht beachtete, wie er dermaßen gegen den Hausschlüssel stieß, daß dieser eine Biegung und sein Arm eine wochenlange Geschwulst davontrug. Sie denken Sich wohl, wie viel Leibeigene der gute Fürst Esterhazy befreit und wie viele Schulen er errichtet hat.

Doch dieser Sanguinismus hatte seinen hohen Werth. Als der König von Preußen Iffferten berührte, war Pestalozzi schwer krank. Doch kein Zureden seiner Freunde hielt ihn auf seinem Lager zurück. „Und wenn ein einzig „Kind im preußischen Staate von nun an besser unter„richtet wird, so sind die wenigen übrigen Jahre meines „Lebens bezahlt," sagte er; denn Pestalozzi hatte ein Herz voll von der Liebe, die den Tod nicht kennt, einer Liebe, von der Rousseau's Seele niemals berührt worden ist. Aber Rousseau war unglücklich und Pestalozzi glücklich, auch in ihrer Beziehung zu ihren Landsleuten. Diejenigen des Franzosen haben nicht nur sein eigen Leben vergiftet, sondern sie haben auch seine besten Gedanken in eine unreine Atmosphäre aufgenommen, in der sie getrübt werden mußten, es den Deutschen überlassend, das, was in ihnen ewigen Gehalt hatte, zur Geltung zu bringen.

Pestalozzi's Ideen erfuhren durch Männer wie Ritter, Raumer, Blochmann, Henning, Harnisch, eine Läuterung; sie wurden, gestatten Sie mir diesen

Ausdruck, in's Christenthum übertragen. Damit treten wir vor die entscheidende Frage: wie sich der Idealismus unserer beiden Helden zu diesem verhalten habe. Wir sind ja wohl darin einig, daß das Wesen des Christenthums, so weit es Erkenntniß ist, in dem Glauben an die Armuth und Ohnmacht des sündigen Menschen und an die Gnade des barmherzigen Gottes bestehe, der seine Kraft in dem Schwachen mächtig werden läßt. So weit es Leben ist, zeigt sich demnach das Christenthum in der gläubigen Unterordnung des Menschen unter seinen Gott und in der willigen Hingabe all' seines Lebens an seinen Erlöser. Darnach ist Rousseau niemals über den Nord-Pol hinausgekommen, er kannte nur einen schaffenden und gebietenden Gott. Von der menschlichen Sünde wußte er so wenig, als von der göttlichen Erbarmung, und von der Unterordnung seines Lebens unter Gottes Führung kann von vorn herein bei dem Manne keine Rede sein, der die Hand Gottes in der Geschichte der Menschheit nicht sehen mag. Dagegen wird es Niemand leugnen, daß Pestalozzi in seinem Wandel Christ war in eminentem Sinne. Daß er es auch in der Lehre gewesen sei, haben seine besten und treusten Schüler verneint, indem sie auf das „Buch der Mütter" und auf „Wie Gertrud ihre Kinder „lehrt," hinwiesen, indem sie daran erinnerten, daß niemals Zustände, wie die zu Ifferten, eingetreten sein würden, wenn Pestalozzi sich nicht darauf beschränkt hätte, ein demüthiger Mann zu sein, sondern auch im Geiste christlicher Demuth gelehrt, erzogen und regiert hätte. Gewiß dürfen wir es uns nicht verschweigen, so wehe uns diese Anerkennung auch thut, daß seine großen Gedanken von der Erlösung der Gesellschaft von der Wohnstube aus in so fern mangelhaft sind, als sie dem schon erschienenen Erlöser der ganzen Welt nicht seine volle Ehre

geben, als sie sich namentlich der Thatsache verschließen, daß vor allen Dingen die Herzen der Menschen einer Wiedergeburt bedürfen, um Gefäße des göttlichen Segens werden zu können. Hierin wäre denn auch die Antwort auf die Frage nach der Berechtigung des Idealismus gegeben. Er hat Recht, trotz Rousseau's Verirrungen und Pestalozzi's Täuschungen, aber nur dann, wenn er sich sein Feuer vom Himmel holt, wenn er nicht begehrt, mit alten, ungebrochenen Herzen eine neue Welt zu gewinnen. Der Idealismus, der wahre und berechtigte, das ist der christliche, ist der Baum an den Wasserbächen, der seine Frucht trägt zu seiner Zeit und dem seine Blätter nicht welken. Er ist ja nichts anderes, als der Glaube, daß das in Christo erschienene Heil der Welt vollkommen zu Theil werden müsse, die freudige Bereitwilligkeit in dem Dienste des Herrn zu diesem Zwecke mitzuwirken. Die Fahne dieses Idealismus lassen Sie uns in guten und bösen Tagen festhalten. Aus seinem Geiste sind unsere Vorträge zur Förderung des Kirchenbaues gegangen. Nicht bloß Mauern und Wände wollen wir aufrichten, sondern auch einen Tempel, nicht von Händen gemacht, zu Gottes Ehre erbauen und in diesem Sinne uns das Wort eines glücklichen und großen Idealisten aneignen: „Der Gott vom Himmel wird es uns gelingen lassen, „denn wir, seine Knechte, haben uns aufgemacht und bauen!" (Neh. 2, 20.)

Druck der Gruenauer'schen Buchdruckerei (Koerner) in Bromberg.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062152357